Mennonitische Volkswarte



P. S. Hildebrand

1936
November

2. Jahrg. Lfd. Nr. 23

Warte-Verlag, Steinbach, Manitoba, Canada

John | Tina Winter

Mennonitische Volkswarte

Herausgeber und Schriftleiter A. B. Dyck. Monatlich erscheint ein Heft. Bezugspreis: für Canada $ 1.00 pro Jahr, für das Ausland $ 1.25 pro Jahr. Alle Geldanweisungen sind auf den Namen A. B. Dyck auszuschreiben. Bankschecks können nicht angenommen werden. Alle Correspondenz adressiere man: Warte-Verlag,

STEINBACH -- MANITOBA — CANADA

Entered at Steinbach Post Office as second class matter

Inhalt des November-Heftes:

Mennonitische Volkswarte

Herausgegeben und geleitet von A. B. Dyck

Heft 11 | November 1936 | Jahrg. 2

FRITZ WALDEN

Ernstes und Heiteres

Unter kanadischen Buschmännern

Schluß

Wenn es nun auch so scheinen mochte, als ob das Thema erschöpft sei, da der Kommerzienrat nichts mehr hinzuzufügen und der Lehrer nichts mehr zu fragen hatte, so war der Dichter anderer Meinung. Er hatte ganz gegen die übliche Praxis schon viel zu lange schweigen müssen; aber auch sonst — für ihn war die Geschichte noch nicht aus.

„Also wie war es doch nur mit deiner Linie," kam er auf seine Frage an den Lehrer zurück, „ich hatte wohl noch keine Antwort?"

„Das heißt, ich verstehe nicht gut, was du meinst?" suchte jener auszuweichen.

„Ich fragte nach deiner eigenen politischen Linie. — Aber lassen wir das hohe Phrasenzeug, bei uns Farmern legt sich sowas schwer auf den Brustknochen. — Doch für wen hast du in diesen Wahlen deine Stimme abgegeben? Aber bittschön, nicht flunkern, für Dubois?"

Die Frage kam dem Lehrer ebenso überraschend, wie sie ihm unbequem war.

Er wurde rot.

Und schon wußte der Dichter die Wahrheit, die er solange nur gemutmaßt hatte:

„Also doch für Benard !"

Der Lehrer wurde nur noch roter und daher verlegener, als nun die ganze Runde ihn aufs höchste überrascht ansah.

„Ach was, Lehrerchen," klopfte der Dichter ihn lustig auf die Schulter, „das Rotwerden ist immer noch das Beste an einem richtiggehenden Demokraten, besonders wenn er Mennonit ist."

„Ja wie ist das eigentlich," wollte der Kommerzienrat auffahren, „wie kann jemand aus unserer Ecke für diesen hergelaufenen Benard, diese Kreatur eines städtischen Geschäftskonzerns . . . ."

Der Dichter unterbrach:

„Still, Kommerzienrätchen, du bist überhaupt aus dem Spiel. Du verstehst doch nichts von einheimischer Politik. Du verstehst auch nichts vom Autokaufen, sonst müßtest du wissen, daß so ein Ding, ein Auto mein ich, besonders solange es nicht bezahlt ist, Verpflichtungen auflegt, nicht nur finanzielle, sondern auch politische. Das verstehen wir besser, Lehrerchen, gelt?"

Hier sprang der Lehrer auf.

Ganz blaß war sein Gesicht, als er den Dichter anfuhr:

„Was geht dich das an, wen geht es überhaupt etwas an, wie ich wähle!"

Er sagte es sehr laut und scharf:

„Hier in Kanada wählt jeder, wie

er will und ist niemand Rechenschaft darüber schuldig, niemand!"

„Jeder, wie er will, was?" langsam reihte der Dichter Wort an Wort. Und dann wiederholte er noch einmal mit Nachdruck, aber immer freundlich:

„Jeder, wie er will, und dein Wille war es, daß Benard ins Parlament käme statt des Dubois?"

Einen Augenblick stierte der Lehrer mit unruhig flackernden Augen den Dichter an, dann ergriff er seinen Hut und ging, ohne weiter ein Wort zu sagen, hastig zur Tür hinaus.

„Auf Wiedersehen!" rief ihm der Dichter wohlgelaunt nach.

Sprachlos saßen die andern da und starrten auf den Dichter.

„Na, Kinder, mir kommt es so vor, ihr bedürft einer Aufklärung!"

Gemächlich setzte er sich hin; denn auch er hatte sich erhoben, als der Lehrer aufgesprungen war, und fuhr dann in aller Seelenruhe fort:

„Lehrer Wiens ist nämlich mit seiner Car, d. h. mit den Monatszahlungen, etwas in der Klemme, und nu fügt es ein gnädiges Schicksal so schön, daß der Kandidat Benard Interessen in dem Unternehmen hat, wo Wiensens Batzen fällig sind. Das übrige versteht ihr wohl schon, ohne daß ich noch persönlicher werde."

Sie verstanden, und sie schwiegen.

Der Dichter brach zuerst wieder das Schweigen.

„Da wir gerade so schön beim Beichten sind: Erbhofler, für wen hast du gestimmt?"

Der zuckte leicht zusammen.

„Was man tut, soll man verantworten können," sagte er dann aber ruhig und gefaßt, „und wenn man es nicht kann, so soll ...."

Ein fröhliches Lachen des Dichters ließ ihn abbrechen:

„Dachte ich es mir doch, also auch für Benard!" und noch einmal erklang sein helles ansteckendes Lachen, so daß auch der Kapitalist, ohne übrigens sorecht zu verstehen, sich hilfsbereit anschloß.

Selbst der Erbhofler schien jetzt der Sache eine heitere Seite abzugewinnen. Erleichtert begann er wieder:

„Ja, da ist nämlich unsere Molkereigesellschaft ...."

Der Dichter wehrte mit beiden Händen ab:

„Wissen wir, wissen wir: Da ist eure Molkereigesellschaft — und wo ist in unserm gesegneten Lande keine Gesellschaft — und die ist darin interessiert, daß der Verbindungsweg nach Norden nicht ausgebaut wird, weil andernfalls ihre Konkurrenz die Möglichkeit erhält, ihr Milchaufkauf-Territorium weit nach Süden auszudehnen und so euer Gebiet zu beschneiden. Benard ist, wie allgemein und wohl mit Recht angenommen wird, trotz der gegenteiligen öffentlichen Beteuerungen, gegen den Nordweg. Na, und „wes Brot ich esse, des Lied ich singe" — und dagegen kommt selbst ein mennonitischer Erbhofbauer nicht an, wenn ihn die Scholle erst einmal abgestoßen hat."

Jetzt erst hatte der Kapitalist richtig die Situation erfaßt, und seine Fröhlichkeit wuchs zusehends. Ein um das andere Mal klatschte er sich mit seiner Rechten aufs Knie, und dann platzte er heraus:

„Ja wenn ich das gewußt hätte, wenn ich das nur gewußt hätte! Dann sind wir uns ja alle hübsch einig gewesen!"

Der Dichter stutzte:

„Auch du, Kapitalist?"

„Na natürlich auch ich! Da staunst du was, und bist doch sonst so klug und weißt um jeden Bescheid!"

„Ja lieber Junge, wie kommst denn du unter die Propheten, welches waren deine Gründe?"

„Gründe! Wozu Gründe? Zum

Kuckuck die Gründe, Geld war es!"

„Versteh ich nicht, versteh ich wirklich nicht! Du als Geschäftsmann und glücklicher Autobesitzer müßtest doch für den Nordweg sein?"

„Spielt hier gar keine Rolle. Eigentlich bin ich, und zwar gerade als Geschäftsmann, gegen den Weg, ich bin gegen jeden und alle Wege überhaupt. Die Leute sollen nicht in die Stadt fahren, sie sollen ihren Bedarf bei mir kaufen. Doch deswegen hätte ich nicht gegen die Interessen der andern gestimmt, aber Benard hatte doch mein Auto geheuert, die Wähler herbeizuholen."

„Wieviel hat er dir gezahlt?" fragte der Kommerzienrat finster.

„Well, sieben Dollar. Dubois wollte nur fünf geben."

„So hast du dich auch ihm angeboten?" fragte der Kommerzienrat wieder.

„Natürlich, soviel ist man doch Geschäftsmann!"

„Und hätte er dir auch sieben Dollar oder mehr geboten, wärest du für ihn gefahren?"

„Gewiß, denn ich bin eigentlich immer für ihn gewesen. Er war doch einmal bei mir zum Kaffee. Das war damals, als er mir die alte Vase aus dem Rumpelkasten abkaufte. Das war ein Geschäft! — Nein Dubois ist ein feiner Mann. Aber ich konnte doch nicht von Benard Geld nehmen und dann gegen ihn stimmen. Nee, so bin ich nicht."

Der Kapitalist sah geradezu etwas entrüstet aus.

„Also wegen zwei Dollar ...." der Kommerzienrat vollendete den Satz nicht.

„Well, zwei Dollar sind immer zwei Dollar, und es gibt nicht alle Tage Wahlen; und daß man bei dieser Gelegenheit ein paar Dollar verdient, ist eigentlich alles, was unsereins von den Wahlen hat. Es gibt solche, die verdienen noch ganz anders."

„'ne Gemeinheit," mehr wußte der Kommerzienrat im Augenblick nicht zu sagen.

Jetzt war der Kapitalist wirklich aufgebracht:

„Warum Gemeinheit!" ereiferte er sich laut: „eine Gemeinheit ist es, wenn man es so macht, wie der Jammerfriesen. Der hatte seine beiden Autos vermietet, das eine an Benard, das andere an Dubois. Wählen konnte er aber natürlich nur einmal, und jeder der Kandidaten glaubt nun, daß Friesen für ihn seine Stimme abgegeben hat. Er hat sie nun beide zum Freunde; denn von seinem Schwindel wissen sie nichts. — Nee, so bin ich nicht."

Hier war es, wo der Kommerzienrat wieder auf den Tisch hieb, daß der improvisierte Aschbecher einen Purzelbaum zu schlagen versuchte. Ein donnerndes Lachen begleitete den Einschlag.

Der Kommerzienrat schien sich nun wirklich allmählich in seine neue Rolle als Politikus emeritus zu finden und den richtigen Blickwinkel für die politischen Erscheinungen in seiner Umgebung entdeckt zu haben.

„Kapitalist," sagte er und streckte jenem die Hand hin, „ich muß Abbitte tun. Ich habe dich oft einen Esel geschimpft. Ich habe dir das nicht nur laut ins Gesicht gesagt, ich habe — was schlimmer ist — das auch wirklich gedacht. Das tut mir nun außerordentlich leid, und ich bekenne es vor aller hier herumsitzenden ehrbaren Oeffentlichkeit, daß ich es bin, der von uns beiden der Esel war. Ich hielt mich, Gott sei es geklagt, für einen Politiker und tat auch sonst vor den Leuten so, als ob ich einer wäre, ich war aber, wie gesagt, ein Esel. Und wenn es unter uns hier einen Politiker gibt, ich meine einen richtigen neuweltlichen demokratischen Realpolitiker größeren Kalibers mit beträchtlichen Zukunftsaussichten, so bist du es. Ich sage das auf die Ge-

fahr hin, unserm verdienstvollen Dichter damit zu nahe zu treten."

Während sich die Gesellschaft so allmählich in eine heitere Stimmung realpolitisierte, saß der Professor scheinbar teilnahmslos in seiner Ecke und schwieg. Er war heute besonders schweigsam. Die Teilnahmslosigkeit war aber nur Schein, in Wirklichkeit war er sehr aufmerksam der Unterhaltung gefolgt. Und als sich jetzt der Kommerzienrat plötzlich an ihn mit der Frage: „Und du?" wandte, war er nicht im geringsten überrascht. Ohne zu zögern antwortete er:

„Ich habe überhaupt nicht gewählt."

„Also auch von meiner Nichteinmischungs-Partei?"

Der Professor schüttelte den Kopf.

„Nicht das, die einzige Partei, für die ich gestimmt hätte, hatte hier keinen Kandidaten."

Gespannt sah nun auch der Dichter ihn an:

„Und die Partei wäre?"

„Sozialkredit."

„Sozialkredit!" Der Dichter rief es, und beide Arme sanken ihm schlaff am Körper herunter, „da haben wir die Bescherung."

Dann wurde er wieder lebhaft.

„Also wenn ein Lehrer von Gottes Gnaden hier erst 10 Jahre gebuschfarmt hat, dann ist er fertig für irgend einen Blödsinn, selbst für Sozialkredit !"

Der Professor ließ sich aber nicht aus seiner Ruhe bringen. Trocken sagte er:

„Es bleibt sich alles gleich. Wahrscheinlich ist die Sozialkredit-Bewegung tatsächlich ein großer Blödsinn wie jede andere Abart des Kommunismus und der Kommunismus selber, aber unter Sozialkredit scheint es wahrscheinlich, daß wenigstens alle Menschen gleichzeitig und gleichartig zugrunde gehen, und mehr kann man heute nicht wünschen."

Der Dichter hatte dazu nichts zu sagen. Auch die andern waren still geworden. Eine drückende Schwüle hatte sich auf die Gemüter gelegt. Selbst der Kapitalist fühlte sich irgendwie beengt.

Dann begann man aufzubrechen.

Der Professor erhob sich zuerst. Die andern folgten. Man ging hinaus auf den Hof, wo die Wagen und Pferde standen.

Als die andern weg waren, und nur der Dichter noch auf seinem Wagen hielt, trat der Kommerzienrat an ihn heran und sagte, dem davonrollenden Gefährt des Professors nachblickend:

„Wenn der da eine Schule hätte, er wäre der brauchbarste Mensch, denn er ist der einzige unter uns, der der Menschheit schon wertvolle Dienste geleistet hat, aber so geht er unter."

Der Dichter nickte nur.

Lebhafter fuhr der Kommerzienrat dann fort:

„Das was ich vorhin über Politik sagte ist wirklich mein Ernst. Ich gebe sie auf. Und auch schon jetzt fühle ich mich, wie von einer schweren Last befreit. Ich beschäftige mich nur noch mit der europäischen Politik, und auch da bleibe ich Zuschauer."

Über die Züge des Dichters, dessen Augen immer noch in der Richtung des sich weiter entfernenden Wagens des Professors gerichtet waren, zog ein ironisches Lächeln, und sich dann voll dem Kommerzienrat zuwendend sagte er ernst, und wie von verhaltenem Groll zitterte es durch seine Stimmen:

„Heute bleibt niemand Zuschauer. Insonderheit keiner, den eine wahnsinnige Menschheitsbeglückungsidee nackt und elend an Leib und Seele um die halbe Welt gehetzt hat, es sei denn, daß er, wie der Professor, schmählichst versagt und sich für den Weltuntergang präpariert. Du und ich — wir können und wir dürfen

gar nicht nur Zuschauer sein. —
Gidepp!"
Die Pferde zogen an.
An den Torpfosten gelehnt stand der Kommerzienrat lange Zeit unbeweglich da und sah auf den staubigen Weg, dann wandte er sich langsam dem Stalle zu.
Plötzlich blieb er stehen, wischte ein paarmal mit dem rechten Hemdsärmel über das schweißtriefende Gesicht, und ein leiser Seufzer kam über seine Lippen. „Also nicht ...." sagte er dann halblaut vor sich hin. Dann straffte sich seine Gestalt wieder. „Also nicht ...." wiederholte er noch einmal laut, und trat festen Schrittes in den Stall.

FRITZ SENN

Hinterm Pflug | Stimmungen

Nach langer Zeit auf wirrer Lebensgasse
Zum Pflug ich wieder als ein Bauer fand. —
Und wenn ich fester seine Griffe fasse,
Strömt der Geschlechter Kraft durch meine Hand.

Dies Hügelland wird Saat und Brache,
Die Farmen schließen sich zu Nacht und Raum.
Aufgraut ein stiller Hof in meinem Traum:
Geäst verwölbt zum dichten Dache
Ein honigtreibender Akazienbaum. —

Immer noch, wenn ich im Sommer schreite
Durch der Felder reifende Weite
Ist mir — wir kämen dem Hofe nah,
Da meiner Kindheit Urbild stände.
Die Mutter böte dem Vater die Hände:
„Lieber, nun seid ihr endlich da!
Wo seid ihr so spät im Feld geblieben,
Sagt, wo habt ihr euch umgetrieben,
Daß ihr so müd und hungrig seid?"
Und wir konnten uns kaum besinnen,
Gingen heimfroh ins Haus, und drinnen
Fanden wir Trunk und Essen bereit. —

Es wandert unser Volk, die Welt sich zu beschauen
Gleich wie Nomaden mit dem leichten Zelt,
Des Abends spät zum Rasten hingestellt,
Schon abgetakelt wird beim Morgengrauen.

Von altersher gewohnt die Scholle zu bebauen,
Von altersher gewuchtet hinterm Pflug im Feld,
Wie Spreu im Wind weht unser Volk, enterbt, geprellt
Und muß statt Roggenbrot der Fremde Semmel kauen. —

Du bist dahin, und doch, du bist noch mein,
Heimat! Das Lied von deinen Nachtigallen
Fließt wie ein Gruß in meinen Herbst hinein.
Allabendlich, wenn Stadt und Markt verhallen,
Kehrt die Erinn'rung tröstend bei mir ein:
Mit alten Freunden durch das Dorf zu wallen. —

WALTER QUIRING

Unser Weg zurück

Ein Fluchtbericht aus Sowjetrußland

1. Fortsetzung

„Sie wünschen, Genosse?" fragt er russisch.

„Mein Name ist Quiring," antworte ich deutsch, „ich bin Kolonist aus Osterwick und fahre unter dem Namen Fast mit dem nächsten Heimkehrerzug nach Deutschland. Ich bitte die GPU um eine Bescheinigung, daß ich wirklich Reichsdeutscher bin . . ."

Noch während ich spreche hat Wiels sich langsam aufgerichtet und mich mit immer größer werdenden Augen angesehen, dann springt er wie elektrisiert auf.

„W a s wollen Sie von mir? Eine falsche Bescheinigung?" brüllt er, „eine falsche Bescheinigung von der GPU?! Ja, Mann, sind Sie denn irrsinnig? He, Wache," ruft er und stürzt auf die Tür zu.

Ich stelle mich ihm in den Weg.

„Hören Sie mich erst an, Herr Podewils," sage ich, „wenn jemand so offen zu Ihnen spricht, wie ich das eben getan habe, dann muß er wahrhaftig zwingende Gründe haben."

„Dann bin ich doch gespannt, diese Gründe schnellstens kennenzulernen," stößt er hervor, und stellt sich breitspurig vor mich hin. Die Wache entfernt sich auf seinen Wink.

„Ich komme von Safler," beginne ich . . .

„So, von Safler? Woher kennen Sie diesen Halunken?" unterbricht er mich.

„Safler wohnte auf unserer Ansiedlung, und er weiß zufällig, daß ich nicht Reichsdeutscher bin. Er wird versuchen, den letzten Rubel bei mir herauszupressen und mich dann der GPU ausliefern. Zum Überfluß ist er auch noch unser Transportführer . . .", und ich erzähle kurz meine Erfahrungen mit Safler.

Aufmerksam hört Wiels zu, und ich sehe bald an seinem Gesicht, daß ich schon halb gewonnen habe.

„Ein sehr gewagtes Spiel spielen Sie da, Herr Fast," sagt er gedehnt, „und für Ihren Kopf gibt Ihnen in diesem Augenblick niemand auch nur einen Papierrubel. Aber es ist ein Glück für Sie, daß ich kein Safler bin. Seine Umtriebe kennen wir übrigens ganz genau, und zu gegebener Zeit wird die GPU schon zupacken.

Aber ich verstehe nicht, warum Sie um jeden Preis nach Deutschland wollen. Überlegen Sie doch: hier haben wir das Schwerste bereits hinter uns, nun beginnt der eigentliche sozialistische Aufbau, und in wenigen Jahren haben wir Deutschland überflügelt. Ich rate Ihnen etwas viel Gescheiteres als die Flucht: werden Sie Kommunist! Wir vermitteln Ihnen sofort eine einträgliche Stelle in Taschkent, damit Sie etwas weiter weg sind von Ihrer Ansiedlung, und Sie sind ein gemachter Mann. Nun? Schlagen Sie ein!"

Diese Wendung hatte ich am allerwenigsten erwartet und beginne eine weitläufige Erklärung. Aber Wiels unterbricht mich kurz und schroff:

„Nein, nein, zwingen wollen wir Sie nicht, das ist zwecklos. Ballast haben wir in der Partei schon genug. Aber glauben Sie mir: Sie rennen geradeswegs in Ihr Unglück . . ."

Ich horche auf. Will Wiels mich also doch verhaften lassen? Sollte ich vielleicht wenigstens zum Schein auf seinen Vorschlag eingehen und mich dann auf eine schickliche Weise aus

der Schlinge zu ziehen versuchen? Aber da lenkt der Tschekist ein . . .

„An sich gönne ich Ihnen einen Erfolg, auch weil Sie sich so unverfroren hier hereingewagt haben. Schon allein dafür will ich Ihnen die gewünschte Bescheinigung ausstellen. Ihr Fast ist ja übrigens wirklich Reichsdeutscher, so daß ich eigentlich nichts Ungesetzliches tue. Und den Quiring kenne ich nicht."

Während Wiels in das Büro hinübergeht, die Bescheinigung schreiben zu lassen, lege ich zweihunderttausend Rubel auf den Tisch.

„Was kostet der Ausweis?" frage ich als er zurückkommt.

„Eigentlich nichts, aber wenn Sie das da entbehren können," und er zeigt auf die Geldscheine, „will ich es gerne annehmen."

Sehr befriedigt verlasse ich das gefürchtete Bluthaus. Nun habe ich Safler gegenüber einen Vorsprung und einen wertvollen Trumpf in der Hand. Seine Drohungen mit der Orsker GPU werden nun bei mir nicht mehr verschlagen.

— — — — —

Unsere Abreise zieht sich immer weiter hinaus. Schon drei Wochen haben wir vergebens auf den Sammelzug aus Taschkent gewartet, und ich habe Zeit genug, mein fast wertloses Papiergeld auf dem Trödlermarkt in Wertsachen umzutauschen. Ganze Tage lang halte ich mich in dem Gedränge auf und feilsche nach russischer Art bei jeder Kleinigkeit, die ich kaufe, zähe um den Preis.

Fast jeden Tag begegne ich auf dem Markt einer alten Jüdin, die sich bald mit einem wertvollen Zobelpelz bald mit hübschen Kleidern überm Arm durch die Menge schiebt. Offenbar hat sie mich beobachtet und festgestellt, was ich suche; denn eines Tages bringt sie ein kleines Kästchen, angefüllt mit goldenen Uhren, Ringen und Ketten auf den Markt. Da Käufer und Verkäufer ständig in Bewegung sind, muß ich ihr immer wieder begegnen.

Aber mir sagt die angebotene Uhr nicht zu; doch habe ich die Frau kaum aus den Augen verloren, als sie mit einer anderen bis oben mit Wertsachen angefüllten Schatulle erscheint. Eine schwere goldene Herrenuhr gefällt mir sehr gut, und ich kaufe sie schließlich nach langem Handeln für eine Million Rubel. Die Alte verspricht, am anderen Tage eine ebensolche Damenuhr mitzubringen.

Ganz unerwartet erscheint sie am selben Abend in Bertels Wohnung. Von wem sie meine Adresse erfahren hat, ist mir ein Rätsel. Da meine Frau mit unseren Freunden ausgegangen ist, bestelle ich die Händlerin für den nächsten Nachmittag.

Pünktlich findet sie sich ein und legt eine reizende Damenuhr vor uns auf den Tisch. Mit ihr ist ein auffallend blasser junger Mann erschienen, den sie als ihren Sohn vorstellt. Ich weiß nicht, woher es kommt, aber seine kalten Augen und der eigentümlich starre Gesichtsausdruck sind mir vom ersten Augenblick an unheimlich und zuwider.

Die beiden haben auch einige englische Pfund und hundert Dollar mitgebracht, doch lehne ich diese sofort entschieden ab, da die GPU erst vor einigen Tagen zwei Polen für den Ankauf von Auslandsgeld erschossen hat.

Meiner Frau gefällt die Uhr sehr gut, und wir sind fast handelseinig, als Bertels heimkehrt. Beim Anblick der beiden Fremden stutzt er, verfärbt sich leicht und verschwindet auffallend rasch im Nebenzimmer. Dann kommt er zurück, setzt sich zu mir auf die Bank und stößt mich dabei wie zufällig in die Seite. Es ist also Gefahr im Anzuge, und ich breche die Verhandlungen unauffällig ab mit der Begründung, daß mir die Uhr doch zu teuer sei und daß ich mir den

Kauf noch einmal bis morgen überlegen wolle.

Bertels geleitet die beiden hinaus und riegelt dann die Tür sorgfältig zu.

„Mensch," ruft er aus, „wie kommst Du bloß zu dieser gefährlichen Bekanntschaft! Das ist ja der berüchtigte Tschekist Larin alias Goldstein mit seiner Mutter, einer Agentin der GPU! Eine bekannte Fallenstellerin ist sie, die auf dem Toltschock schon manchen ins Garn gelockt hat. Hast Du von ihr schon etwas gekauft? Eine Uhr? Aber keine Devisen? Dann danke Gott; denn sonst wären Deine Tage gezählt.

Aber jetzt müßt Ihr sofort irgendwohin verschwinden; denn bei uns seid Ihr keinen Augenblick mehr sicher. Die kaltherzige Jüdin wird Dich jetzt nicht mehr aus den Augen lassen."

Jedoch soll es zu einer Übersiedlung in eine andere Wohnung nicht mehr kommen. Noch am selben Abend schickt Safler einen Zettel mit der Mitteilung, daß unser Zug heute um Mitternacht abfahre.

In wenigen Minuten packen wir unsere armselige Habe, während Bertels den ersten besten Wagen von der Straße holt. Und nach herzlichem Abschied von unseren selbstlosen Freunden fahren wir auf Umwegen zum Bahnhof.

— — — — —

Als wir dort ankommen, dämmert es schon. Der Heimkehrzug steht auf einem toten Geleis außerhalb des Bahnhofes, und die Reihe roter Güterwagen entlang herrscht lebhaftes Treiben: Koffer, Kisten und Säcke werden verladen und Liegeplätze eingerichtet. Als wir hinkommen, sind bereits in allen Wagen die unteren Plätze belegt, und für die oberen fehlen die Bretter. Schnell fahre ich daher in die Altstadt zurück und kaufe bei einem Fuhrmann, der gerade einen alten Schuppen niedergerissen hat, einige Bohlen.

Bald brennen überall am Zuge zwischen den Schienen Lagerfeuer, über denen an drei zusammengestellten Stöcken die Teekessel hängen. Bis spät in die Nacht wird gehämmert und gesägt, gekocht und gebraten.

— — — — —

Froh, daß die gefahrvolle Wartezeit in Orsk endlich zu Ende ist, wollen wir uns spät abends schlafen legen. Ich schiebe die breite Tür noch einmal ein Stück auf, um die Leiter hereinzunehmen. Ein vorsorglicher Heimkehrer hat sie mitgebracht, und es gilt aufzupassen, daß sie uns nicht gestohlen wird. Gerade will ich die Tür wieder schließen, als ich draußen ganz deutlich meinen Namen rufen höre.

„Quiring, Herr Quiring, sind Sie das?"

Ich springe hinaus und schiebe die Tür eilig hinter mir zu.

„Was ist denn los? Wer ruft hier?" frage ich leise.

Nur langsam stellen sich die Augen auf die Dunkelheit ein, und ich unterscheide vor mir allmählich einen großen, breitschultrigen Mann. Neben ihm sitzt auf einem Reisekorb eine Frau mit einem Kind im Arm.

„Wer sind Sie und was wollen Sie von Quiring?"

„Erkennen Sie mich denn nicht?" fragt er laut, „ich bin Peters aus Kleefeld und will auch nach Deutschland mitfahren."

„Aber, Mann, schreien Sie doch nicht so! Wer sagt Ihnen denn, daß ich nach Deutschland reise? Übrigens heiße ich doch gar nicht Quiring, sondern Fast. Haben Sie denn einen deutschen Paß? Nicht? Und auf der Liste sind Sie auch nicht? Ja, wie wollen Sie denn mitfahren. Es kann doch jeden Augenblick losgehen."

„Wir sind eben erst angekommen,"

sagt Peters sorglos, „und ich will mal sehen, ob der Transportführer vielleicht mit sich reden läßt."

„Das wird er schon tun, aber auch wenn er Sie mitnimmt, kommen Sie bestenfalls bis Moskau, und wie dann? Sie scheinen sich eine Reise ins Ausland heute doch etwas zu leicht vorzustellen. Aber trotzdem: ich stehe Ihnen natürlich zur Verfügung, wenn Sie meine Hilfe bei irgendeiner Gelegenheit brauchen sollten. Nur wird es besser sein, wenn wir uns auf der Reise nicht kennen... Gute Nacht!"

So ein Pech! Das ist der „rote" Peters, ein ehemaliger Kompagnieführer in der roten Armee. Er hatte noch im letzten Winter den zweiten Lehrer meiner Schule und dessen Freund erbarmungslos durchprügeln lassen, weil sie ihre neuen Militärmäntel nicht an die Roten abgeliefert hatten. Dieser Mann kennt keine Rücksicht; aber besonders gefährlich wird er für mich erst werden, wenn sein Vorhaben in Moskau mißglükken sollte, was sogut wie sicher ist.

Mit einer neuen Sorge klettere ich in den Wagen zurück. Safler schläft neben mir, und ich sage ihm, daß er draußen gesucht wird.

Nach einer halben Stunde etwa kehrt er grinsend wieder auf seinen Platz zurück. Das Geschäft blüht, und auch Peters darf mitfahren.

— — — — —

6.

Zwei Wochen im Güterwagen

Als am nächsten Morgen die Tür unseres Wagens aufgeschoben wird, sind wir sehr erstaunt, noch in Orsk zu sein. Von dem erhöhten Lager aus sehen wir die Stadt in einiger Entfernung ausgebreitet liegen. Unser Zug hat in der ersten Nacht nur zwei Werst zurückgelegt und hält gerade auf offener Strecke an der Brücke, die über den Fluß führt. Die Sonne steht wie ein purpurroter, in sich selbst erglühender Feuerball unten am Horizont, und die Kreuze und Kuppeln des Domes leuchten wie reines Gold.

Aus allen Wagen strömen die Fahrgäste und laufen halbangekleidet an den Fluß, um sich zu waschen oder Wasser für den Kaffee zu holen. Ihn draußen auch noch zu kochen, langt die Zeit aber nicht mehr; ein langgezogener Pfiff der Lokomotive macht dem bunten Treiben rasch ein Ende. Langsam setzt sich der Zug in Bewegung, und jetzt erst hat unsere große Reise wirklich begonnen.

Bei einer Biegung der Bahn sehe ich die lange Reihe roter Güterwagen nachschleppen: Deutsche, Oesterreicher, Ungarn, Polen, Letten und Tschechen hat man zu einem Transport vereinigt.

Auch in unserem Wagen wird es allmählich lebendig. Da und dort hebt sich ein verschlafenes Gesicht aus den Kissen, das die Reisegefährten, die man am Abend vorher kaum gesehen hat, aufmerksam mustert. Uns gegenüber haben Orlowskys ihren Platz. Der Mann steht gerade an der Tür über den Samowar gebeugt und bläst mit einem Stiefel Luft in den kleinen Schornstein der Teemaschine, um das Feuer anzufachen.

Seine Frau, eine blonde Russin, packt die Betten zusammen, während ihr kleines Töchterchen zwischen den Betten umherklettert. Ihre Nachbarn, ein junges Ehepaar, schlafen noch, in einem Berg von Federbetten und Pfühlen vergraben. Das scheinen keine armen Flüchtlinge zu sein; denn neben ihrem Lager stehen hochaufgetürmt vier große Mädlerkoffer.

Unten, uns gegenüber, liegen halbaufgerichtet einige Herren im Gespräch. Der eine von ihnen, den ich Kummer nennen höre, ist mir schon am Abend vorher durch seine schwerverständliche Mundart aufgefallen. Neben ihm liegt Henke, ein

ehemaliger Bankbeamter aus Zürich, der in Rußland aus Not Schuhmacher geworden ist.

Die beiden hören einem alten Herrn zu, der ihnen umständlich seine Leidensgeschichte klagt:

„... und stellen Sie sich vor," erzählt er, „da werde ich nachts um zwei von diesen roten Kerlen aus dem Bett geholt und in die GPU geschleift. Dort soll ich unterschreiben, daß ich auf meine Ziegelei freiwillig zugunsten des werktätigen Volkes verzichte. Ich bitte Sie: zugunsten des werktätigen Volkes, als ob ich nicht selber mein ganzes Leben lang werktätig gewesen wäre ..."

— — — — —

Ich stehe im Sonnenschein in der offenen Tür und lasse den Blick über die mir so wohlbekannte Landschaft schweifen. Weithin ist in dem leicht hügeligen Gelände kein Baum und kein Strauch zu sehen, und selbst den herrlichen Wald um die Stadt haben die Bolschewiken in wenigen Jahren vernichtet.

Auch die in unseren Kolonien berüchtigte Holzbrücke über den Ural ist von hier zu sehen. Sie wird von der Miliz Tag und Nacht bewacht, um das Einschmuggeln von Lebensmitteln in die Stadt zu verhindern, da jeglicher Privathandel verboten ist. Aber Not macht erfinderisch, und hohle Deichseln und Drehschemel, Doppelsitze und Wagenböden der Kolonisten könnten davon erzählen.

Der Weg in die deutschen Kolonien läuft hier einige Werst neben der Bahnlinie her, und ich sehe, wie ein deutsches Fuhrwerk in rüstigem Trab gerade einen Flüchtlingszug überholt. Ob es vielleicht Bekannte sind? Meine Frau und ich grüßen mit Mütze und Taschentuch hinüber. Der Kolonist erhebt sich im Wagen, hält die Hand über die Augen und bemüht sich, uns zu erkennen, aber die Entfernung ist doch zu groß.

Auch hier ist die Gegend nur schwach besiedelt, und die meist großen Russendörfer liegen zwanzig bis dreißig Werst auseinander.

Bei Romanowka, dem der Stadt am nächsten liegenden Dorf, hebt sich scharf das rote Flußufer ab, an dem ich im Sommer auf meinen Fahrten nach Orsk immer die Pferde gefüttert habe. Sein Anblick ruft mir einen kleinen Vorfall ins Gedächtnis, der Trägheit und Schwerfälligkeit des Russen so augenfällig zeigt.

Zwei Bauern, Vater und Sohn, fuhren ein Fuder Heu in die Stadt. Sie hatten ihre Pferde an der Futterstelle, wo auch ich gerade rastete, ausgespannt und diese umgekehrt an die Deichsel gestellt, so daß die Tiere von dem Heu zupfen konnten. Durch das Stoßen und Scheuern der Pferde kam der schlecht gesicherte Wagen auf dem abschüssigen Ufer langsam ins Rollen. Die beiden Russen aber blieben trotzdem ruhig sitzen und schrien nur beide aus Leibeskräften „pr, prr, prrr!"

Und erst als der Wagen mit lautem Krach in den Fluß stürzte, rafften sie sich auf und standen verdutzt vor den erschreckten Pferden, deren Zügel glücklicherweise abgerissen waren.

„Wot tje na!" (Da haben wir die Bescherung!) sagte verwirrt der Vater und sah seinen Sohn verlegen an.

— — — — —

Gegen Mittag erreicht unser Zug Dolgoje, die Bahnstation, die unserer Ansiedlung am nächsten liegt. Hier sollen wir eine Stunde warten, um den Personenzug Taschkent — Moskau vorfahren zu lassen. Ich steige aus und gehe durch die wohlbekannten immer schmutzigen Warteräume des kleinen Gebäudes. —

Auch auf dieser Hauptstrecke verkehren Personenzüge nur einmal in der Woche, und alle sind daher unglaublich überfüllt. Nicht nur auf

den Dächern und Plattformen, auch auf dem Tender der Lokomotive und den Puffern — überall liegen und hängen die grauen Klumpen, die um jeden Preis mitfahren wollen.

Wir sehen von unserem gesicherten Platz aus, wie die stets überfüllten Wagen mit brutaler Rücksichtslosigkeit gestürmt werden und wie der Zug auch von außen im Nu mit Menschen und Bündeln förmlich beklebt ist. Männer drängen und fluchen, Frauen und Kindern weinen und jammern.

Kurz vor der Abfahrt erscheint die Miliz und fegt unbarmherzig hinunter, was nicht im Zuge selbst Platz hat. Aber sobald sich der Zug in Bewegung setzt, sind auch die Dachpassagiere wieder oben. Dann kommt uns unser von Kohlenstaub geschwärzter Wagen doch wie ein gemütliches Wohnzimmer vor, und wir vergessen gern, daß er uns wochenlang Wohnung sein soll. An das eintönige Schaukeln und Stoßen haben wir uns bald gewöhnt, und wenn der Zug abends zufällig einmal lange hält, fehlt uns etwas, und wir mögen nicht einschlafen.

Dabei verführt das einförmige Rattern der Räder zum Träumen, und ich liege stundenlang wach und male mir aus, wie wohl die Untersuchung in Moskau und Petersburg verlaufen mag. Ob Safler doch vorhat, uns zu verraten? Und ob uns nicht irgendwo ein Bekannter über den Weg laufen wird?

Andreas Fast aus Heubuden bei Danzig hat mir seinen alten Reisepaß geschenkt und mich viele Nachmittage mit großer Geduld im deutschen Militärwesen unterrichtet. Unzählige Fragen hat er beantworten müssen, und manchmal kommt es mir jetzt vor, als sei ich tatsächlich deutscher Soldat gewesen.

Auch Danzig und Hammerstein, wo ich beim Militär gewesen sein soll, kenne ich fast sogut wie unser Osterwick. Was Meyer und Brockhaus über die alte Hansastadt berichten, weiß ich auswendig, und auch eine kleine Beschreibung der Stadt habe ich viele Male durchgelesen.

Meine größte Sorge aber ist der unberechenbare Safler. Jeden Tag ersinnt er neue Schikanen, und ich sehe eine endgültige Auseinandersetzung mit ihm kommen. Gestern hat er meine Frau gebeten, auch für seine Familie mitzukochen, und daß meine Frau dazu wenig Neigung zeigte, wurmt und reizt ihn jetzt.

„Ihren steifen Kolonistennacken werde ich noch beugen," höre ich ihn brummen, „Moskau wird auch Sie noch kirre kriegen."

Unsern Anteil an Brot und Zucker, den die Bahnverwaltung jeden Tag auf Kosten des Reiches liefert, behält er stillschweigend für sich.

— — — — —

Auf der Station Tozkaja, von der aus wir das flache Barackenlager sehen, in dem vor wenigen Jahren deutsche Kriegsgefangene zu Tausenden umkommen mußten, besteigt eine Abteilung bewaffneter Rotarmisten den Zug. Auch in unseren Wagen drängen sich sieben Mann.

„Was ist denn los?" fragt Kummer und reicht dem ihm zunächst stehenden Soldaten seinen Tabakbeutel.

„Die Kosaken,diese weißen Hunde, sind immer noch los," schimpft er. „Gerade auf dieser Strecke halten sie fast jeden Personenzug an, suchen die Kommunisten heraus und erschießen sie vor dem Zuge. Unsereins kommt meist mit einer Tracht Prügel davon; oft werden die Soldaten auch ausgeplündert und nackt in die Steppe hinausgetrieben. Nur die Bauern bleiben unbelästigt, und Ihr braucht ja auch nichts zu befürchten, da Ihr Ausländer seid. Außerdem ist heute die Besatzung sehr viel stärker als sonst, weil unsere ganze Kompanie nach Samara zurückverlegt wird." —

Aber unbehelligt erreichen wir Busuluk. Als wir hören, daß die Fahrt erst in einer Stunde weitergehen soll, suchen wir den Markt auf, um frische Lebensmittel zu kaufen.

Die Stadt bietet das gleiche Bild der Verwahrlosung und des Verfalls wie Orsk. Auch hier laufen bettelnde Flüchtlinge ohne Zahl durch die Straßen. Gutgenährt und ordentlich gekleidet sind nur die roten Soldaten.

Als wir zum Zug zurückkehren, läutet es gerade zur Abfahrt, und wir haben leider nicht mehr Zeit zum Abkochen. Aber dann bleibt der Zug doch noch lange stehen, trotzdem die Glocke bald zum drittenmal angeschlagen wird.

Vorn an der Lokomotive entsteht ein Tumult, und heftiger Wortwechsel schallt herüber. Wir hören, daß der Lokomotivführer, der uns bis hierher gefahren hat, sich weigert, weiter Dienst zu tun. Er sei übermüdet und müsse erst einmal ausruhen. Ein Ersatzmann ist nicht aufzutreiben, und nun sollen wir sieben lange Stunden warten, bis der eigenmächtige Genosse ausgeschlafen haben wird.

Herr Kummer, der als ehemaliger Sowjetbeamter viel unterwegs gewesen ist, tröstet uns:

„Ein oftgeübter Erpressertrick ist das, weiter gar nichts. Gebt dem ausgehungerten Kerl etwas Ordentliches zu essen," sagt er, „und in zehn Minuten sind wir wieder draußen . . ."

Das haben andere auch schon gedacht; denn schon geht Safler mit einigen Leuten den Zug entlang und hält bei jedem Wagen seine schmierige Mütze zur Tür hinein. Doch plötzlich ertönt der vorschriftmäßige Pfiff, und der Zug zieht mit einem Ruck an, noch bevor die Sammler den letzten Wagen erreicht haben.

Ein deutscher Kriegsgefangener, von Beruf Lokomotivführer, hat sich dem Fahrdienstleiter zur Verfügung gestellt und seinen russischen Kollegen so um die erhoffte Einnahme gebracht. Jetzt hat jener Zeit zum Ausschlafen. Unser Geld aber sahen wir nicht wieder.

— — — — —

Der gefällige Landsmann versteht es, unseren Vorteil wahrzunehmen. In rastloser Eile stampft der Zug durch die Nacht, so daß wir lange vor der festgesetzten Zeit in Samara eintreffen.

Hier erwartet uns eine ganze Armee von Bettlern, und noch bevor der Zug ganz zum Stehen gekommen ist, stürzen sich diese Armen auf unsere Wagen. Unglaublich verkommen und in ihren vom Schmutz starrenden Lumpen kaum noch Menschen ähnlich, drängen sie sich an die Wagen und strecken ihre mageren Hände zur Tür herein.

„Onkelchen, bitte nur ein ganz kleines Stückchen . . ."

Zwischen den Bettlern hindurch zwängen sich Händler mit Ketten, Ringen, goldenen Uhren und ausländischem Geld. Gerade mit uns, den Ausländern, hoffen sie ein gutes Geschäft zu machen. Aber sie haben kein Glück. Irgendein Heimkehrer hat es ausgesprochen, und nun fliegt es wie ein Lauffeuer von Wagen zu Wagen:

„Vorsicht! Spitzel der GPU! Kauft keine Devisen!"

Auch hier wird der Bahnhof von Flüchtlingen förmlich belagert, nur lassen die Milizmänner sie nicht ganz an das Gebäude heran, und der Bahnhof ist darum nicht so überfüllt wie in Orsk.

Hier gibt es auch, ganz gegen den kommunistischen Grundsatz der Gleichheit, wieder einen Wartesaal erster und zweiter Klasse. Aber in dem allgemeinen Schmutz mutet er mit seinen weißgedeckten Tischen und

frischen Blumen wie ein Fremdkörper an. Der schmackhafte Borschtsch, das Nationalgericht der Russen, kostet mit einem Pfund Fleisch nur tausend Rubel, und bald reicht die Reihe der anstehenden Heimkehrer vom Büfett bis an den Zug.

Sogar eine primitive Bahnpost arbeitet hier in einem Durchgang, und wir schreiben unter Deckadresse den ersten Brief nach Hause; denn von unseren Verwandten weiß niemand, wohin wir gefahren sind.

— — — — —

Als ich von der Post zum Zug zurückkehre, sehe ich schon von weitem unserem Wagen eine Menschenansammlung, aus der einige Pickelhauben hervorragen. Die GPU? Was ist denn geschehen? Sollte Safler uns hier verraten haben?

Ich dränge mich durch die Menge, um in den Wagen zu klettern, aber ein GPU-Mann hält mich zurück und beginnt meine Kleider sorgfältig zu durchsuchen. Im Wagen sehe ich alle Koffer und Kisten geöffnet und den Inhalt durcheinandergeworfen. Niemand spricht ein Wort. Wenn das alles nicht uns gilt, was hat es dann zu bedeuten?

Meine Frau liest mir meine Befürchtungen vom Gesicht ab, kommt heraus und flüstert mir zu:

„Silbergeld suchen die Roten. Kummer ist bestohlen worden. Er hatte in seinem Koffer einen Beutel mit Zwieback, und in jedem Zwieback war ein Rubel hineingebacken. Und dieser Beutel ist heute nacht verschwunden.

Irgend jemand hat den Verdacht auf Lorenz, den Oesterreicher, gelenkt, bei dem man auch tatsächlich ein Silberrubelstück gefunden hat. Lorenz behauptet, die Münze unter unserem Wagen zwischen den Schienen gefunden zu haben."

Noch einmal wird unser Wagen ergebnislos durchsucht. Lorenz bleibt bei seiner Aussage. Es ist auch unwahrscheinlich, daß gerade er der Dieb ist; denn da er selber nichts zu essen hat, ist er bei fast jeder Mahlzeit Kummers Gast gewesen.

An der Untersuchung hat sich ein junger, schäbig gekleideter Heimkehrer, der seinen Platz unter dem unseren hat, eifrig beteiligt. Auffellend rasch hat er sich mit den GPU-Leuten verständigt und das Verhör nicht ungeschickt geleitet. Mir war der stille Mensch bis dahin nicht aufgefallen, aber ich nehme mir vor, mich jetzt vor ihm besonders in Acht zu nehmen.

Einen ganzen Tag hält man uns durch diesen Zwischenfall in Samara fest. Dadurch kommen wir erst nachts an die Wolga. An der langen Brücke, die seit dem Bürgerkrieg ständig bewacht wird, muß der Zug halten; Rotarmisten laufen die Wagenreihe entlang und rufen:

„Fenster und Türen schließen! Wer herausschaut, wird ohne Warnung erschossen!"

Ruhig und kraftvoll fließt der Lieblingsstrom der Russen, das vielbesungene Mütterchen Wolga dahin, als ginge ihn das unendliche russische Leid nichts an. —

— — — — —

In Batraki, einem Städtchen am rechten Wolgaufer, wird unser Zug gleich beim Einfahren auf ein Seitengeleis geleitet, die Lokomotive wird eilig losgekoppelt und vor einen bereitstehenden Personenzug gespannt. Saflers Proteste wehren die Beamten lächelnd ab:

„Ihr kommt hier immer noch früh genug fort," tröstet der Fahrdienstleiter, „bei Eurer langen Reise spielen 24 Stunden gar keine Rolle."

Anfangs fügen wir uns nur ungern in das Unvermeidliche, bald aber sind wir zu diesem Ruhetag froh. Es ist warm und sonnig, und durch die Weiden schimmert breit und hell die Wolga. Aus umherliegenden Stei-

nen bauen wir kunstgerecht einen Herd und kochen in aller Ruhe das überlieferte Festessen der Kolonisten: dickes Obstmus und gebratene Schinken.

Am Nachmittag gehe ich hinunter an den Fluß, der nur einige hundert Meter vom Bahnhof entfernt ist. Wie breit und mächtig die Wolga doch in ihrem Bette liegt! Am anderen weit entfernten Ufer schaut aus einem Wäldchen der spitze Turm einer deutschen Kirche hervor. Weiter unten kämpft ein breiter Raddampfer beharrlich gegen die Strömung an, und kleine Fischerboote treiben langsam den Strom hinunter.

Lange liege ich am Ufer im Grase und träume in den stillen Nachmittag hinein. Die Gedanken kreisen immer wieder um die beiden Punkte: Moskau und Petersburg. Der ferne, flache Horizont und die weite schimmernde Wasserfläche strömen Ruhe und Zuversicht aus, die in scharfem Gegensatz zu der Unruhe und Aufregung in unserem Zuge stehen.

Erst als es zu dämmern beginnt, gehe ich durch das Städtchen zum Zuge zurück. In der offenen Tür eines Wagens sitzt auf einer Kiste ein Pole und spielt die Ziehharmonika. Um ihn herum stehen im Kreise die Heimkehrer und lauschen den schwermütigen russischen Weisen. Als der Spieler aussetzt, geht ein hörbares Aufatmen durch die Menge.

„Noch das Wolgalied zum Schluß," ruft jemand, und gleich beginnt der Pole wieder:

„Wolga, Wolga, traute Mutter . . ."

Schüchtern summt eine Stimme mit, erst leise zögernd, dann sicherer, kräftiger, eine zweite fällt ein, bis von der zweiten Strophe an der Chor mit der Wolga um die Wette rauscht.

Still geht die Menge auseinander. Es ist längst dunkel geworden, und nur in wenigen Wagen brennt noch das spärliche Licht. Ab und zu fährt ein leichter Windstoß in die glimmende Asche der Herdfeuer, so daß die Funken hell aufstieben, und am anderen Ufer flackert in Abständen ein kleines rotes Licht auf. Eine Leiter nach der anderen wird eingezogen, und bald ist der schlafende Zug durch nichts mehr von den anderen Güterwagen zu unterscheiden.

— — — — —

Als ich morgens an der Fensterluke einen Spalt öffne, sehe ich immer noch das langgezogene Bahnhofgebäude von Batraki verlassen daliegen.

Da die Verhandlungen mit dem Bahnvorstand auch diesmal ergebnislos verlaufen, werden sich die Wagenältesten einig, es einmal mit der alten selten versagenden russischen Methode zu versuchen. Wieder wandert die Mütze von Wagen zu Wagen und füllt sich rasch mit kleinen und großen Sowjetrubelscheinen. Nur endlich fort von hier, denkt jeder, koste es, was er wolle.

Aber es wird Mittag und auch wieder Abend, und immer noch steht unser Zug auf derselben Stelle. Wir scheinen vergessen zu sein.

Am Vormittag des dritten Tages läßt der Fahrdienstleiter unseren Transportführer zu sich bitten:

„Wir haben Anweisung," sagt er, „alle verfügbaren Transportmittel Samara zuzuleiten. Von dort werden die Wagen nach Sibirien geschafft, um Brot in die Hungergebiete zu fahren. Ob ich eine Lokomotive für Ihren Zug noch diese Woche hereinbekomme, ist sehr fraglich. Aber wenn Sie soviel Zeit wie überflüssiges Geld haben, wird Sie das sicherlich nicht weiter aufregen. Mein Kollege läßt sich Ihnen übrigens empfehlen; er ist heute früh dienstlich nach Samara abgereist und wird vor einer Woche kaum zurück sein."

Das ist ein niederträchtiger

Streich. Der Russe hat unser Geld also eingesteckt, ist abgelöst worden und verschwunden. Natürlich wird er seinem Kollegen die ergiebige Einnahmequelle zu weiterer Benutzung dringend empfohlen haben. Wollen wir jetzt bald weiterkommen, so müssen wir den Appetit auch dieses Beamten befriedigen, und zum drittenmal erscheint die bekannte Mütze vor den Türen.

Aber das ist für die durch das lange Warten nervös gewordenen Heimkehrer zuviel.

„Was? Schon wieder Schmiergeld?“ schreit man den Sammlern aus den Wagen entgegen, „sind Eure Taschen immer noch nicht voll? Wenn wir jetzt doch nicht weiterkommen, wollen wir unser Geld wiederhaben, auch das von Busuluk.

Ihr Deutsche in dem vorderen Wagen dort seid alle Burschujs, das sieht man schon an Euren Gesichtern. Aber Ihr vergeßt, daß wir noch in Sowjetrußland sind, wo Leute Eurer Art nichts mehr zu sagen haben.“

Die Aufregung wird immer größer. Erst springen Einzelne, dann immer mehr aus den Wagen und folgen schreiend und pfeifend den Sammlern. Tumultuarisch wälzt sich der Haufen aufgehetzter Menschen an unseren Wagen heran.

„Unser Geld wollen wir haben!“ brüllen die Anführer,“ oder Ihr fliegt zusammen mit Euren vornehmen Koffern auf die Straße!“

Alles Beschwichtigen und Erklären hilft nichts. Einige der Aufgeregtesten machen Anstalten, unseren Wagen zu stürmen. Ein kleiner, stämmiger Wolhynier, dem der Fanatismus aus den Augen leuchtet, packt plötzlich ein Stück Latte und schwingt sich in unseren Wagen. Aber kaum hat er die oberste Sprosse der Leiter berührt, als er auch schon in weitem Bogen rücklings wieder hinausfliegt.

„Die GPU kommt!“ kreischt da plötzlich mitten in den Tumult Frau Orlowsky, und wie auf ein Zauberwort stiebt die Menge auseinander. Als die Milizmänner unseren Wagen erreichen, ist weit und breit kein Heimkehrer mehr zu sehen.

Eine Sammlung, die wir allein in unseren Wagen veranstalten, ergibt zweihunderttausend Rubel, und bald wiegt das beruhigende Schaukeln unsere ungeduldigen Heimkehrer wieder in Schlaf.

— — — — —

In Rjasan wird unsere Lokomotive ein zweites Mals losgekoppelt und vor einen Personenzug geschoben, der neben unserem Heimkehrerzug steht. Auch jener Zug ist vollbesetzt. Vornehm gekleidete und gutgenährte Kinder sitzen und stehen an den Fenstern. Schwester und Sanitäter in weißen Mänteln gehen geschäftig auf und ab.

Was mögen das für Auserwählte sein, fragen wir uns, die heute noch so bequem reisen dürfen, während Hunderttausende auf allen Bahnhöfen Rußlands vergebens auf Weiterbeförderung warten.

Es fällt uns auf, daß sich keines der Kinder draußen blicken läßt, obzwar der Zug schon lange hält.

Langsam gehe ich die Wagenreihe entlang, weil ich eine Vermutung, bestätigt sehen möchte. Auf der Plattform des letzten Wagens sehe ich zwei schwarzhaarige Mädchen stehen.

„Wo kommt Ihr her, Kinder?“ frage ich.

„Aus dem Hungergebiet,“ antwortet das größere.

„Und wohin geht die Reise?“

„In die Brotgegend, in den Norden bringt man uns.“

Zufällig kommt gerade der Schaffner vorbei, der meine Frage offenbar gehört hat.

„Was ist da viel zu fragen,“ sagt er giftig, „Juden sind das, die ihre Brut in Sicherheit bringen, während

Millionen unserer russischen Kinder elend verhungern . . ."

Aus dem Zuge scheint man uns gesehen zu haben; denn eine Schwester stürzt heraus, packt die Mädchen unsanft am Arm und schiebt sie unwillig in den Wagen zurück.

„Wie oft hat man Euch schon gesagt, daß Ihr mit Fremden nicht sprechen dürft . . ." höre ich sie schelten; dann fällt die Tür ins Schloß.

— — — — —

Am 1. September kündigen unzählige Villen, stillgelegte Fabriken und armselige Arbeitersiedlungen die Nähe einer größeren Stadt an. Wir nähern uns Moskau.

Einige Stationen vor der Stadt kommen wir an dem russischen Verkehrsfriedhof heran, von dem wir oft gehört haben. Tausende beschädigte Eisenbahnwagen und Lokomotiven stehen hier auf langen Seitengeleisen, und niemand denkt daran, sie wieder auszubessern. Dabei schrumpft der Bestand an Wagen und Lokomotiven im Lande immer beängstigender zusammen.

In den Wagen ist es allmählich ungemütlich und empfindlich kühl geworden. Es regnet schon einige Tage ununterbrochen. Wir haben nur eine Decke, auf der wir schlafen und meinen Mantel zum Zudecken. Nachts rücken wir ganz nahe aneinander, aber es will uns trotzdem nicht warm werden. Das zwei Wochen lange Liegen hat uns alle müde gemacht, und wir freuen uns auf die Ankunft in Moskau.

Wir haben uns während der ganzen Reise sehr still verhalten. Nur mit Gauler, einem Kaufmann aus Petersburg, der neben Orlowsky seinen Platz hat, habe ich mich einige Male unterhalten. Ich vermute, daß auch er auf falschen Paß reist; denn als ich ihn einmal frage, wo er zu Hause sei, antwortet er mit einem eigentümlichen Lächeln:

„In irgendeinem sächsischen Nest soll meine Wiege gestanden haben, so steht es jedenfalls in meinem Paß."

Erst vor einigen Wochen hat sich Gauler von seiner deutschen Frau nach sowjetrussischem Gesetz scheiden lassen, um eine Gräfin Schukowskaja zu heiraten. Jetzt kann er die gerettete russische Gräfin in Berlin ihrem rechtmäßigen Gatten zuführen und seine Frau, die Reichsdeutsche geblieben ist, nachkommen lassen.

7.

Moskau empfängt uns

Endlich haben wir die letzte Station vor Moskau erreicht, und nun sollen wir hier, so kurz vor dem Ziel, noch einige Tage warten, weil der Ostbahnhof für unseren Zug keinen Platz hat. Zum Glück hat der Regen aufgehört, und es ist draußen warm wie im Frühling. Niemand mag in den Wagen sitzen, und bald ist an der einen Seite des Zuges wieder das gewohnte Lagerbild zu sehen.

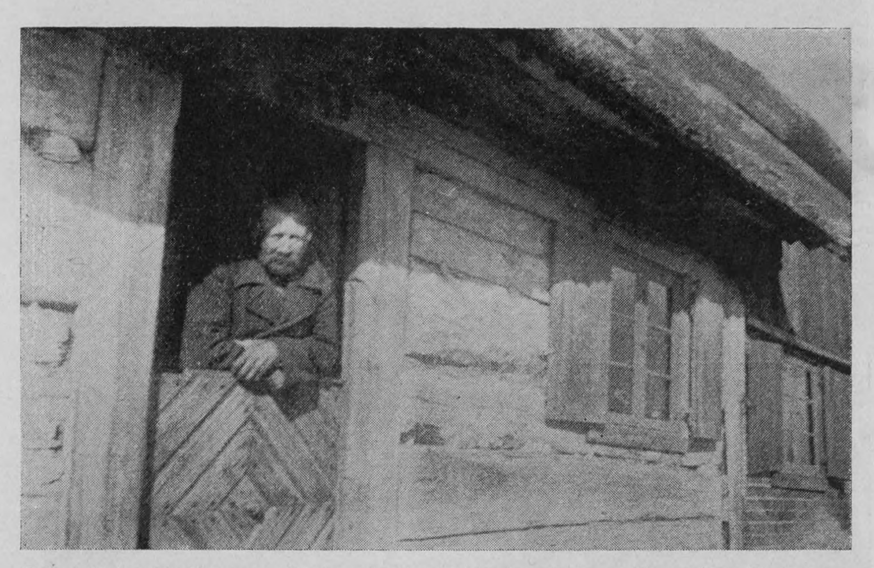
Von einer nahen Anhöhe überblicken wir das ausgedehnte Häusermeer der roten Hauptstadt, und wir freuen uns an dem schönen Anblick. Alles überragend hebt sich das Wahrzeichen Moskaus im Stadtbild ab — die wuchtige Erlöserkirche mit ihren vergoldeten Zwiebelkuppeln. Hoch und schlank ragt dagegen „Iwan der Große" aus dem Kreml in die Luft.

Zum letzten Mal auf dieser Reise, so hoffen wir, baue ich einen Herd und hole von dem nahen Markt frische Lebensmittel. Zufällig höre ich dort die Wladimir-Chaussee nennen. Ich horche auf, denn an jener Landstraße wohnt mein Freund Epp, den ich vor meiner Weiterreise unbedingt sprechen muß. Drei Werst, sagt man mir, sind es bis dort, und ich mache mich sofort auf den Weg.

— — — — —

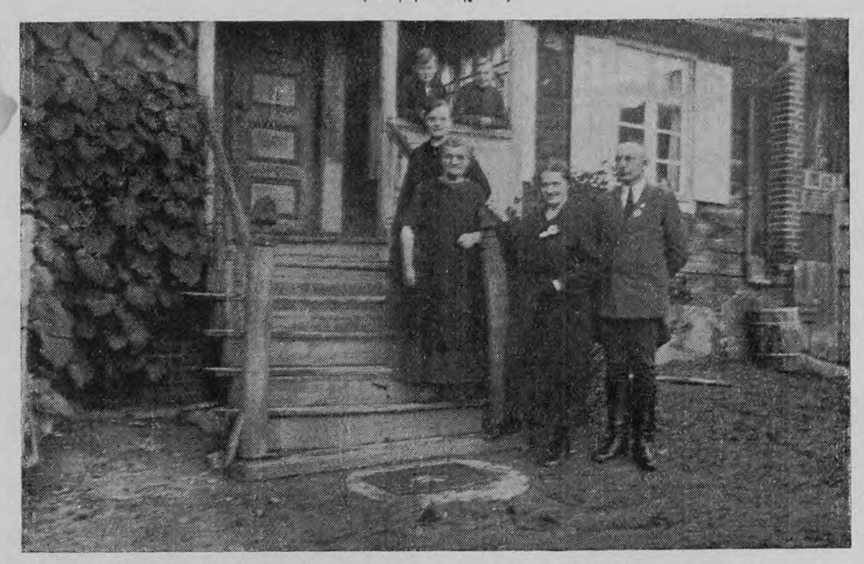
Die Mennoniten in Deutschland
(Ostpreußen)

Sämtliche Bilder dieses Heftes wurden der Warte von H. Schröder zugeschickt. Es könnten ebensogut auch Aufnahmen aus den südrussischen Mennonitenkolonien sein.



Ohm Heinrich Penner, Rudnerweide. schaut aus der alten Haustür.

Die Mennoniten in Deutschland
(Ostpreußen)

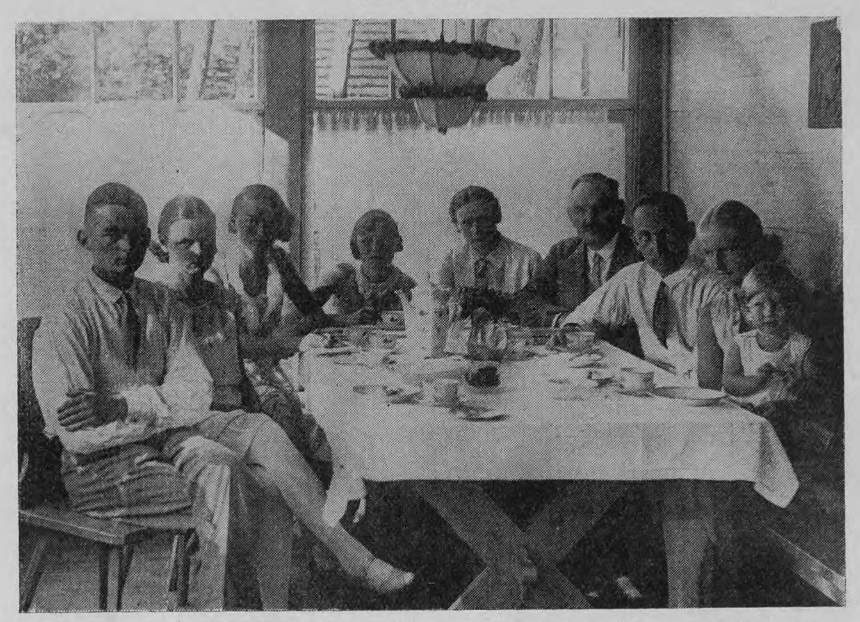


Die alte Frau Baecher, Großweide, mit ihren Kindern auf der alten Treppe.



Familie Franz Kornelsen, Tragheimerweide, bei der Kartoffelernte.

Die Mennoniten in Deutschland
(Ostpreußen)



Familie Johann Thießen (Dampfsägebetrieb), Elbing, am Kaffeetisch.



Familie Wiens, Grünhagen, beim Kartoffellesen.



Links

Johann Fröse, Tragheimerweide, mit seiner Familie am Tage seines 80. Geburtstages.



Rechts

Familie Paul Wiens, Rudnerweide, Nogat, vor der „Fäaleew“.

Vertreter der drei größten deutschen Ansiedlungen am südlichen Ural, die ich ins Vertrauen zog, hatten mir für Europa und Nordamerika eine Vollmacht mitgeben wollen. Ich sollte in Deutschland eine Auswanderung in die Wege leiten und die Schaffung eines Hilfswerkes für die Hungernden anregen.

Um bei einer Untersuchung durch das Schriftstück, das auf meinen richtigen Namen lautete, nicht verraten zu werden, brachten es zwei zuverlässige Männer aus Osterwick noch vor meiner Abreise nach Moskau. Von dort sollte es Epp auf einem sicheren Wege nach Deutschland weiterleiten. —

Bestürzt starrt Epp mich an, als ich nun so unerwartet vor ihm stehe.

„Wagst Du Dich wirklich nach Moskau, Du Unglücksmensch?" ruft er aus. „Ich wollte es Euren Leuten nicht glauben, daß Du kommen würdest; denn was Du vorhast, haben doch schon soviele vor Dir vergebens versucht. — Doch darf ich vorstellen? Herr Professor Miller aus Amerika."

Ein für russische Verhältnisse auffallend gut gekleideter Herr erhebt sich und reicht mir die Hand. Ich nenne meinen neuen Namen:

„Fast aus Heuboden."

„Wie please?" sagt der Amerikaner, der offenbar kein Deutsch versteht.

„Quiring aus Osterwick am Ural," wiederholt Epp, dem es scheinbar gar nicht aufgefallen ist, daß ich einen anderen Namen genannt habe.

Und der Professor notiert umständlich Namen und Anschrift; er will in Rußland ein Hilfswerk einrichten für die hungernden deutschen Kolonisten.

Epp entschuldigt sich bei seinem Gast für einen Augenblick und führt mich ins Nebenzimmer.

„Mensch, ich bin wirklich sprachlos ob Deiner Tollkühnheit," sagt er, „Du begibst Dich mutwillig in die allergrößte Gefahr. Glaub mir, die Deutsche Botschaft wird sich durch Deine falschen Papiere bestimmt nicht täuschen lassen. Und außerdem: Deine Sache ist hier in Moskau schon verraten, und Du bist gerade auch in meinem Hause keinen Augenblick sicher. Höre: Deine gewichtige Vollmacht ist in den Händen der GPU! Und es ist sehr wahrscheinlich, daß man Dir hier in Moskau, ganz sicher aber in Petersburg beim Passieren der Grenze auflauert.

Die beiden Osterwicker kamen hier vor drei Wochen glücklich an. Das verhängnisvolle Dokument hatten sie sorgfältig zwischen Kofferdeckel und Lederbezug versteckt, trennten dieses auseinander und händigten mir die Vollmacht feierlich ein. In knapp zehn Minuten waren sie schon wieder verschwunden.

Wo sollte ich dieses gefährliche Schriftstück nun verstecken? Ich tat es schließlich in meine Aktentasche, da man dort, wie ich glaubte, Geheimnisse am wenigsten vermuten würde."

Plötzlich unterbricht Epp seine hastige Erzählung und horcht angestrengt in den Gang hinaus. Ich höre irgendwo im Hause eine Tür schlagen, dann ist es wieder still.

„Einige Tage vor der Ankunft Eurer Beauftragten hatte man hier das zu so trauriger Berühmtheit gelangte „Hungerkomitee" gewählt, dem auch ich angehörte. Gerade an dem Tage, als ich Deine Vollmacht erhielt, sollte die erste Sitzung stattfinden. Der Vorsitzende hatte kaum einige Begrüßungsworte gesagt, als die Tür ungestüm aufgerissen wurde und eine Anzahl GPU-Soldaten hereindrängten.

„GPU! Alles bleibt sitzen! Das Haus ist umstellt! Die Anwesenden verlassen durch das Hinterzimmer dort einzeln den Saal!"

Totenstille. Was nun kommen muß, wissen wir alle. Ich war als einer der Letzten erschienen und mußte nun fast als Erster in das frühere Arbeitszimmer des Direktors, wo um einen Tisch einige Kommissare saßen. Verhör mit Protokoll und sorgfältige Leibesdurchsuchung; meine Aktentasche und der Inhalt der Brieftasche wurden beschlagnahmt, und so kam Deine unheilbringende Vollmacht in die GPU. Und daß man dieses Schriftstück so ohne weiteres zu den Akten gelegt haben wird, wirst wohl auch Du kaum glauben.

Aber Du mußt jetzt gehen. Ich rate Dir dringend, schleunigst nach Osterwick zurückzufahren; denn hier wirst Du ganz bestimmt gefaßt, wenn aber nicht hier, dann sicher doch in Petersburg. Ist Deine Familie auch in Moskau? Nun, Gott kann Euch schützen. Hoffentlich hat Dich der GPU-Mann, der einen Stock tiefer wohnt, noch nicht gesehen. Auf Wiedersehen!" und er drängt mich sanft zur Tür hinaus.

Auf Umwegen erreiche ich unseren Zug, der noch auf derselben Stelle steht,und lege mich,ohne meiner Frau etwas von dem Besuch bei Epp zu erzählen, auf mein Lager nieder.

— — — — —

Am dritten September früh sind wir in Moskau. Unser Zug steht an einer Verladerampe des Kasaner Güterbahnhofes zwischen zwei niedergebrannten Lagerschuppen. Wir beeilen uns hinauszukommen, um uns zu vergewissern, ob wir nun auch wirklich am vorläufigen Ziel sind.

Rings um den Zug liegen hohe Haufen Steingeröll und Schutt von eingestürzten Mauern und verkohlten Balken. Die ganze weitere Umgebung gleicht einem einzigen großen Trümmerfeld. Nur die Bahngeleise hat man freigelegt, um für die außer Betrieb gesetzten Eisenbahnwagen Platz zu bekommen. Eine Lokomotive hat einen Prellbock überrannt und sich mit der Nase tief in die Erde eingebohrt. Aber nirgends sehen wir Aufräumungsarbeiten.

Safler ist schon früh in die Stadt gefahren, um unsere Ankunft in der Botschaft zu melden, und man hat ihm gesagt, daß wir bald abgeholt würden. —

Gegen mittag bahnt sich ein Kraftwagen mühsam einen Weg durch die Trümmer zu unserem Zug. Zwei gutgekleidete Herren mit Aktentaschen in den Händen entsteigen ihm. Es sind Beamte der deutschen Botschaft.

„Ist dies der deutsche Heimkehrzug?"

„Jawohl!"

„Alle Reichsdeutschen antreten!" ruft einer der beiden Herren mit einer Stimme, die das Kommandieren offenbar gewohnt ist.

„Pässe und Ausweise vorzeigen!"

Die deutschen Heimkehrer strömen aus den Wagen und drängen sich um die Beamten. Der ältere der beiden, den sein Kollege mit „Herr Metzger" anredet, nimmt die Papiere entgegen, blättert sie aufmerksam durch und stellt an jeden einige Fragen.

„Wie alt waren Sie, als Sie nach Rußland kamen?"

„Zwölf Jahre."

„Und wo haben Sie in Deutschland die Schule besucht?"

„Nirgends."

„So? Diesen Ort gibt es bei uns nicht," sagt Metzger, „ebensowenig wie Analphabeten."

Und schon kommt der Nächste an die Reihe.

„Sie waren Soldat? Wie sah Ihr Militärpaß aus, den Sie beim Abschied erhielten? Grün, weiß, rot?"

„Grün."

„Ja, gerade so grün wie Sie, auch Sie sind kein Reichsdeutscher."

Die Fragen hageln so dicht auf die Verdutzten nieder, daß Sie gar nicht dazu kommen, zusammenhän-

gend zu antworten. Und einer nach dem anderen unserer Reisegefährten wird schon hier als „Russe" entlarvt und ausgeschieden.

— — — — —

Ich stehe im Kreise und beobachte mit innerer Spannung die Vorgänge. Der barsche, militärische Ton und die klugen, knappen Fragen machen die meisten rasch unsicher, und ihre überstürzten Antworten lassen vermuten, daß ich nicht als Einziger die Flucht auf falschen Paß versuche.

Da ich mich nicht vorgedrängt habe, komme ich fast als Letzter an die Reihe und überreiche ruhig Fasts abgelaufenen Auslandspaß mit dem militärischen Führungszeugnis. Flüchtig sieht Metzger hinein und fragt nur kurz:

„Sie waren also Soldat?"

Ich schlage die Hacken leicht zusammen.

„Jawohl."

„In Deutschland geboren?"

„Nein, in Rußland."

„Sehen Sie, Syptitz," sagt Metzger und hält ihm meine Papiere hin, „solche Dokumente müßten Sie vorlegen, dann brauchte ich an Ihren Aussagen nicht zu zweifeln. Sie dürfen natürlich ins Heim fahren, Herr Fast." —

Ohne Hast stecke ich die Papiere wieder ein.

Safler drängt sich zu mir durch, stößt mich familiär in die Seite und kichert:

„Nun, sind Sie jetzt mit mir zufrieden, Sie Kleingläubiger? Glauben Sie nun endlich, daß meine Beziehungen hier weit genug reichen?"

Mir juckt es in den Fingern, aber ich muß Safler die verdiente Ohrfeige unter diesen Umständen noch einmal schenken.

Meine Frau steht in der offenen Waggontür, von wo sie diesem ersten Verhör gefolgt ist.

Als alle Heimkehrer kurz geprüft sind, erklärt der Beamte:

„Mindestens die Hälfte von Ihnen sind keine Reichsdeutschen und werden nicht nach Deutschland reisen. Aber die eigentliche Paßkontrolle findet erst morgen um 9 in der Botschaftskanzlei statt. Bis dahin dürfen auch die russischen Staatsangehörigen mit in unser Heim auf der Leontjewskaja. Das Gepäck tragen Sie hier auf einen Haufen zusammen, es wird von unseren Lastwagen abgeholt."

Orlowsky und ich mieten für unsere Familien zusammen eine Droschke und gehen selbst mit den anderen zu Fuß durch die Stadt der Leontjewskaja zu.

— — — — —

Das also ist Moskau, der Brennpunkt des Kommunismus! In beinahe feierlicher Stimmung betrete ich seinen geschichtlichen Boden. Schon lange hatte ich mir gewünscht, diese Stadt einmal sehen zu dürfen und die historischen Stätten kennenzulernen. Etwas heruntergekommen, wie alles in Rußland, und vernachlässigt sieht sie zwar aus, die rote Hauptstadt, mit ihren zusammengeschlossenen Häuserreihen und den aufgerissenen Straßen. Der Verputz an den Wänden ist von Gewehrkugeln vielfach durchlöchert und hängt oft in Stücken herunter; viele Fenster sind zugeklebt und die Türen vernagelt.

Auch das buntbewegte Leben und Treiben einer europäischen Großstadt sucht das Auge in den Straßen dieser Stadt vergebens. Das Publikum ist fast ausnahmslos in verschlissenes Militärgrau gekleidet. Abgehärmte und dürftig gekleidete Frauen, ohne Hut und vielfach sogar ohne Strümpfe, begegnen uns. Auch die Männer eilen unrasiert, ohne Kragen und in schmutzigen Stiefeln durch die Straßen.

Nirgends hören wir eine laute ungezwungene Unterhaltung oder gar ein sorgenloses, gesundes Lachen. Nirgends sieht man auch ein ge-

sättigtes, zufriedenes Gesicht. Sogar die Kinder haben hier, wie überall in Rußland, das Lachen verlernt. Auch sie gehen blaß und gedrückt einher; denn auch die Kleinen schleppen schon an der Bürde, unter der die Erwachsenen stöhnen.

— — — — —

Auch in Moskau sind alle Kaufläden seit langem geschlossen, und es ist uns ein Rätsel, wovon diese Millionen leben. Aber trotz der Lebensmittelknappheit sehen wir in den Straßen auffallend wenig Bettler, und viel seltener als im Osten jammert es uns hier entgegen:

„Onkelchen, bitte nur ein ganz kleines Stückchen ..."

Jedoch die Miliz ist hier auch scharf hinter den Bettlern her; denn den vielen Ausländern soll von dem russischen Alltag nicht allzuviel gezeigt werden.

Dafür ziehen obdachlose Kinder in Scharen durch die Straßen. Ihre Eltern sind im Bürgerkriege umgekommen oder später von den Roten erschossen. Niemand kümmert sich um die Waisen, und sie hausen in verlassenen Häusern, in abgebauten Eisenbahnwagen oder auch einfach in den Müllkästen.

Zwar sind auch diese Kinder verhungert und in Lumpen gekleidet, aber sie sitzen hier nicht langsam sterbend auf den Bürgersteigen, wie die Bettelkinder in Orsk. Die furchtbare Not hat sie um ihr Leben kämpfen gelehrt, und wehe dem Bürger, der ihnen spät abends in einsamen Straßen begegnet. Nicht einmal das Hemd lassen sie ihm.

Schon früh beginnt ihr Tagewerk. In Trupps und einzeln trotten sie durch die Straßen und erspähen mit scharfem Räuberblick jede Gelegenheit, etwas Eßbares oder sonst Wertvolles zu stehlen. Besonders die Händlerinnen, die an den Straßenecken Lebensmittel feilhalten, haben ihre liebe Not mit ihnen.

Manchmal, wenn die Passanten auch am Tage vor den kleinen Räubern nicht mehr sicher sind, veranstaltet die Miliz Razzien und schiebt die Kinder zu Tausenden in die Provinz ab. Aber in wenigen Tagen sind sie wieder in Moskau.

— — — — —

Das deutsche Heim, ein ehemaliger Palast des bekannten Tuchfabrikanten Sawa Morosow, liegt in einer ruhigen Querstraße der Hauptverkehrsader, der Twerskaja. Schon die Umgebung dieser kleinen deutschen Insel fällt im Vergleich zu den anderen Straßen und Plätzen auf: die Straße vor dem Hause ist gekehrt, der gepflasterte Hof gewaschen, und überall herrschen peinlichste Sauberkeit und Ordnung.

An den Wänden hängen am Eingang große Plakate:

„Füße putzen! Nicht auf den Fußboden spucken! Rauchen verboten!"

Zu unserer Aufnahme ist alles bestens vorbereitet. Nachdem wir unser Gepäck in einem Schuppen herausgesucht und gegen Quittung zur Aufbewahrung aufgegeben haben, werden den Männern und Frauen getrennt die Schlafsäle angewiesen. Wir dürfen uns die Plätze selber aussuchen, holen aus dem Lagerraum Wäsche und beziehen die Betten. Dann führt uns ein Sanitäter ins Bad.

Endlich um sechs gongt es zum Mittagessen. Erwartungsvoll genießen wir den Bratenduft, der aus der Küche in den Durchgang dringt.

Zwei Köche in weißen Schürzen tragen eine große Messingskasserolle in den Durchgang, in dessen Mitte ein langer Tisch aufgestellt ist und füllen uns mit einer dünnen Bohnensuppe die Schüsseln bis an den Rand.

Aber die meisten Heimkehrer haben den eigentlichen Hunger noch nicht kennengelernt; einer nach dem andern legt den Löffel unbefriedigt

beiseite und überlegt, was er noch an Vorräten von der Reise übrigbehalten hat.

Aergerlich sieht der dicke Koch seinen anspruchsvollen Gästen zu:

„Die Herrschaften haben wohl Gänsebraten erwartet?" fragt er spitz, „der kommt erst morgen früh als Zugabe zum gekochten Weizen.— Schade übrigens, daß Sie den Rübenwinter in Deutschland nicht erlebt haben."

Die Heimkehrer lachen. Rübenkost in Deutschland? In dem schönen, reichen Deutschland?

— — — — —

Nach dem Mittagessen werden die Männer zur Registrierung in die Kanzlei befohlen. Gierig nehme ich den Eindruck auch von diesem kleinen Stückchen Deutschland in mich auf. Das Büro sticht mit seiner zweckmäßigen und geschmackvollen Einrichtung vorteilhaft gegen die zusammengewürfelten Sowjetkanzleien ab.

Auf dem Schreibtisch liegen auch einige Nummern der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" und des „Berliner Tageblattes."

Ich habe bald zehn Jahre lang keine deutschen Zeitungen mehr gesehen und werfe hungrige Blicke auf den kleinen Blätterstoß. Was mag dort draußen in der eigentlichen Welt nicht alles vorgefallen sein, von dem keine Kunde in unser weltentrücktes Dorf gedrungen ist!

Während der Beamte meine Personalien aufnimmt, werfe ich einen verstohlenen Blick auf die Zeitung. Für einen kurzen Augenblick sehe ich wie im Lichtkegel eines Scheinwerfers eine ferne und uns Rußlanddeutschen unerreichbare Welt.

Ein Berliner beschwert sich darüber, daß die Polizei irgendwo an der Spree einen Badeplatz gesperrt hat... Einen Badeplatz! Und der Bürger hat das Recht, sich öffentlich aufzuregen! Das dieses geruhsame, satte Leben noch irgendwo möglich ist! Das müssen glückliche Menschen sein, die ohne Furcht ihren Geschäften nachgehen können!

Der Beamte hat meinen Wunsch erraten, denn als ich hinausgehe, reicht er mir einige alte Blätter. Aber mich interessiert das Datum gar nicht. Ich eile mit dem kostbaren Schatz durch den Korridor und kann es kaum erwarten, bis ich in dem weitläufigen Hause einen stillen Winkel gefunden habe. Und dann sind bald Moskau und unsere Flucht und das geschändete Rußland vergessen. —

— — — — —

8.

Im Kreuzverhör

Um neun Uhr früh sind wir in der Botschaft.

Beim Verlassen des Heimes stoße ich unerwartet auf Professor Miller. Er erkennt mich sofort und lüftet grüßend den Hut:

„God morning, Mister... Mister...", und er sucht zum Glück vergebens nach meinem Namen. Ich sehe ihn ganz erstaunt an, als könne sein Gruß unmöglich mir gelten und dränge mich gleichgültig an ihm vorbei zur Tür hinaus. Verwundert sieht Miller mir nach und hat wahrscheinlich eigene Gedanken über die merkwürdige Bekanntschaft, die er da bei Epp gemacht hat. —

Die GPU soll alle Besucher der Botschaft photographieren, und zwar von dem der Botschaft gegenüber liegenden Hause aus. Aber ich kann an den tief verhängten Fenstern nichts Auffälliges entdecken, außer daß an dem einen merkwürdig niedrig eine Lüftungseinrichtung anggebracht ist.

In dem für Sowjetbegriffe vornehm ausgestatteten Warteraum der Botschaft liegen alte deutsche Zeitschriften aus, und ich habe mich gerade über sie hergemacht, als der

uniformierte Pförtner vier von „den Herren" zum Verhör bittet. Ich will mich durch stundenlanges Warten nicht unnötig ermüden, und schließe mich rasch der ersten Gruppe an.

Nicht ohne Herzklopfen steige ich die teppichbelegte Treppe in den zweiten Stock hinauf, aber als sich die Tür zu dem lichterfüllten Bürozimmer öffnet, habe ich mich wieder völlig in der Hand. Jetzt ist die Entscheidungsstunde da, und es gilt, kaltblütig zu überlegen und sehr ruhig zu antworten. Schon ein unbeherrschter Gesichtsausdruck kann alles verraten.

Nicht weit von der Tür ordnet der Beamte, der uns am Vortage an der Bahn verhört hat, seinen Schreibtisch. Mit einem flüchtigen, etwas spöttischen Seitenblick mustert er uns und winkt dann den ihm zunächst stehenden Henke an seinen Tisch.

„Ihre Papiere, bitte . . . "

„Ich habe leider keine."

„Sie haben keine Papiere? Ja, wie sind Sie dann nach Rußland gekommen?"

„Mit der Eisenbahn natürlich. — Meine Papiere liegen in irgendeinem russischen Polizeiamt."

„Ja, ohne Papiere können Sie nicht nach Deutschland fahren, das geht nicht . . .

Der Nächste, bitte. Herr Gauler? Ihre zweite Frau ist eine Russin? Eine Gräfin Schukowskaja? Haben Sie einen Trauschein? Nicht? Ist Ihre erste Frau gestorben?"

„Nein, wir sind erst seit kurzem geschieden," sagt Gauler.

„So, dann bringen Sie mir eine amtliche Scheidungsurkunde und einen Trauschein. Vergessen Sie auch nicht, daß Sie sich im Reich durch eine Doppelehe strafbar machen; das sowjetrussische Ehegesetz wird bei uns nicht anerkannt."

Das ist ja ein vielversprechender Anfang, denke ich. Wenn das so weiter geht, gelangt nicht ein Einziger von unserer Gruppe über die Grenze.

— — — — —

Als Dritter kommt der „rote" Peters an die Reihe, und ich bin gespannt, wie das Verhör dieses leichtfertigen Draufgängers ausgehen wird.

„Sie wollen also Ihre Papiere während der Fahrt nach Moskau verloren haben, Herr Peters," sagt Metzger, „aber irgendeinen deutschen oder russischen Ausweis werden Sie doch noch besitzen?"

„Nein, ich habe leider gar nichts."

„Nun gut, wir werden ja sehen. Sagen Sie: wann kamen Sie nach Rußland?"

„1900," antwortet Peters.

„1900 schon? Und wo wohnen Ihre Eltern?"

„In Elbing."

„Waren Ihre Eltern auch schon hier im Lande?" will Metzger wissen.

„Nein."

„Aber das ist ja alles Unsinn," braust der Beamte auf, „Sie sind nach der Liste 1893 geboren, und ein Junge von sieben Jahren macht doch allein keine so weite Reise. Was ist Ihr Vater denn von Beruf?"

Peters sieht den Prüfenden hilflos an, schweigt sekundenlang und sagt schließlich tonlos, wie ein Mensch, der seine Sache verloren gibt:

„Landwirt ist er."

„So, Landwirt in der Stadt?" spottet Metzger, „und sät auf dem Straßenpflaster? Wie ist seine Anschrift?"

„Die Adresse habe ich auch verloren."

Fortsetzung folgt.

A. P. KLASSEN

Zwischen Ost und West

Es war im Jahre 1925. Unsere Leute waren noch neu im Lande, und wenn sich auch schon viele in demselben zerstreut angekauft hatten, so war doch noch mancher, der in dem Westen Canada's umherstrich und danach Umschau hielt, wo das Plätzchen seiner Zukunft auf ihn wartete. Das war nun nicht so einfach; denn man konnte Tage lang, eigentlich so lange als man wollte, fahren, ohne eines zu finden, bei dem ein Täfelchen mit seinem Namen angebracht wäre. Diese Irrfahrten hatten aber das Gute an sich, daß man sein neues Heimatland besser kennen lernte und auch hin und wieder ein Abenteuer erleben durfte, wenn dieses auch nicht immer eines von den ganz großen war, welches die Nerven zum Platzen bringen könnte wie z. B. ein Kampf mit dem Löwen in einer afrikanischen Nacht, oder ein Piratenüberfall auf offener See, oder der Fund eines ungeheuren Klumpens Gold.

Also im Jahre 1925 fuhren mein guter Bekannte N. und ich vom Süden Ontario's mit dem Erntezug nach dem Westen, wo man Land kaufte, ohne Geld zu haben; ja sogar noch Geld vom Verkäufer erhalten konnte. Auch die Fahrkarten erhielt man sehr billig (fast für den halben Preis), und wenn man dort noch arbeitete, wurden einem die Taschen voll Geld gestopft. „Kinder, unser Weizen, der blüht!" rief ich in meinen Gedanken mit Schakespeare's Fallstaff. Es kam — anders. Erstens war der Weizen nicht unser, und zweitens hatte er schon längst ausgeblüht. Ich wurde auch nicht Großgrundbesitzer und auch nicht Millionär. Aber die Weizengarben aufstellen und dreschen und ein schönes Stück Geld verdienen durfte ich doch. Aber das war später.

Vorläufig war ich noch im fahrenden Erntezug, lehnte zum Fenster hinaus und sah mir den wilden Norden Ontario's an: Fels und Wald, und Wald und Fels! „Was ist das für eine Menge unbrauchbaren Landes!" sagte mein Reisegenosse, ein früherer Gutsbesitzer, mit gedämpfter Stimme. Später, in Manitoba erschrak er über die billiardtischebnen Distelfelder, von denen die Leute Weizen ernten wollten. Erst in Saskatchewan, angesichts des welligen Landes mit unübersehbaren Weiten richtigen Weizens erschloß sich sein Herz. Mit erhelltem Gesicht und freier Stimme rief er aus: „Wie bei uns im Süden Rußlands!" Aber das war ja auch viel später.

Wir fuhren immer noch durch den Norden Ontario's, wir fuhren noch lange durch diese Gegend. Und das kam daher, weil Ontario so groß ist, und unser Zug kein fahrplanmäßiger, sondern eben ein Harvesterzug war. Er mußte fast auf jeder größeren Station warten, bis die Strecke frei war, hatte sehr viele Wagen und Hunderte von Passagieren. Diese Passagiere waren meistens junge Burschen. Sie fühlten sich mal so recht der elterlichen und städtischen Obhut enthoben und benahmen sich oft wie die Wilden. Mußte der Zug bei kleineren Stationen halten, so war gleich ein ganzer Haufen der Kerle draußen und warf mit Steinen nach den Isolatoren der Telegraphenpfosten, nach den als Schornsteine dienenden Blechrohren, nach den Häuschen, die als Anstalten für natürliche Notwendigkeiten dienten, und nach allem, was ihnen für ein Ziel ihrer Wurfgeschosse würdig erschien, sogar nach protestierenden Eigentümern betroffener Anwesen. Bei alldem ein Gegröhle und Gebahren, als spielten sie Revolution. „Wenn hier mal eine Revolution ausbrechen sollte, so wür-

de es wohl nicht viel anders hergehen als in Rußland!" meinte N., mein Gefährte. Um diese Revolutionsspiele zu vermeiden, fuhr der Zug, wenn eben möglich, an den kleineren Stationen, die ohnehin nicht zu häufig waren, vorbei. Andererseits wollte man nicht zu früh an Plätzen eintreffen, wo man nun einmal halten mußte; und daher und vielleicht auch der großen Last halber fuhren wir nach unserer Schätzung mit einer Geschwindigkeit von 10 bis 20 Meilen die Stunde, also „im vollsten Wauttjriptdaoa" wie der Forsteier sagen würde. Auf „größeren" Stationen und nachts dagegen machte der Zug von der Gelegenheit, halten zu dürfen, meistens ausgiebig Gebrauch. War es am Tage, so entströmte ihm eine Menge Leute, die sich wie ein Schwarm Heuschrecken über die Orschaft, die sie nach Nahrungsmittel absuchte, zerstreute. Bei der Abfahrt wurde kein Signal gegeben; der Zug setzte sich einfach in Bewegung und fuhr ganz langsam los. Aus den zerstreut liegenden Läden und Gasthäusern krümelten dann die Fahrtgenossen, verdichteten sich an der Bahn und kletterten in den fahrenden Zug. Am späten Abend dagegen war es gewöhnlich nur etwa ein bis ein und ein halbes Dutzend, das sich um den Ausschank des Staeionsgebäudes scharte.

An einem sehr finsteren Abend saßen mein Gefährter und ich in einem Bahnhofrestaurant gemütlich bei einer Tasse Kaffee — man mußte wenigstens Kaffee bestellen, um das zu erhalten, was wir tranken und plauderten über Reiseerlebnisse. „Es war auf der Station Losowaja," so erzählte N. „Wir saßen in dem Speisesaal erster und zweiter Klasse um den Tisch, hatten uns ein reichliches Abendessen auftragen lassen, aßen und unterhielten uns prächtig. Plötzlich sprang einer unserer Gesellschaft auf und rief: „Da geht er!" und wies dabei mit dem Finger der ausgestreckten Hand nach dem Fenster." —

Als er dies erzählte, hatte N. sich auf seinem Schemel nach dem Bahnsteig gedreht und wies veranschaulichend mit ausgestrecktem Finger nach dem Fenster. „Da geht er!" rief er wieder, ohne den erhobenen Arm zu senken, und wir stürmten hinaus. Nur mit größter Mühe erreichten wir unseren abfahrenden Zug.

November

Jetzt nickt das Leben wieder ein
Wie Hühner unter Hecken;
Die mag kein schrilles Falkenschrein
Aus ihrem Schlummer schrecken.

Der Regen fegt die Fenster blind,
Die Dinge zu verhüllen;
Und eingeschlafen ist der Wind,
Dem alles sonst zu Willen.

Bleib wach, mein Herz, und nick nicht ein,
Wenn auch die Schatten spinnen,
Und suche heilgen Weihnachtsschein
Tief innen, ja tief innen ....

Fritz Senn

Suche Deine Ahnen!

Fortsetzung

Ein Jahrzehnt (1792 — 1801) aus dem alten Kirchenbuch der Tragheimerweider Gemeinde, Westpreußen

Von Heinrich H. Schröder

Auszüge:

1792

(Das Kirchenbuch wurde 1792 angelegt)

„Montauerweide Jacob Stobe mit Susana Stobe 11.3.
Montauerweide Hans Vodt mit Maria Votden 3. 7.
Groß Schardau Jacob Albrecht mit Witwe Görtzen 29.11.
Rudnerweide Heinrich Görtz mit Sara Schröder 24. 7.
Bönhotterfelde Abraham Görtz mit Catorina Görtzen 22. 4.
Bönhotterfelde Jacob Stobe mit Sara Unrauen 29. 5.
Bönhotterfelde David Siebert mit Helene Kasparin 4. 12.
Rosen Krantz Peter Tgart mit Wittwe Petersen 22. 5.
Rosen Krantz Andreas Görtz mit Maria Ewertin 29. 11
Rosen Krantz Frantz Klaßen mit Catorine Görtzen 20. 11.
Insel Küche Jacob Penner mit Sara Gühren 19. 4.
Schulwiese Kornelis Quiring mit Helene Knelsen 22. 4.
Schulwiese Andrüs Köhn mit Sara Neumann 28. 10.
Schadewinkel Steßen fong mit Wittwe Unrauen 29. 2.
Schadewinkel David Schröder mit Wittwe Adrianin 8. 3.
Mörischfelde Peter Schröder mit Wittwe Görtzen 6. 3.
16 Paare."

1793

Dragheimerweide Ditrich Fodt mit Anna Abrehams 13. 6.
Dragheimerweide Abraham Kornelis mit Katorina Görtzen 20.6.
Dragheimerweide Peter Ediger mit Wittwe Albrechten 23. 7.
Montauerwyden Heinrich Göde mit Agnete Kliewer 7. 2.
Montauerwyden Peter Quiring mit Sara Abrehams 23. 6.
Montauerwyden Edmon Stobe mit Nelke Domken 20. 8.
Montauerwyden Abraham Stobe mit Gretke Abrehams 17. 11.
Kl. Schardau Siebrand Stobe mit Anna Tigarten 7. 5.
Kl. Schardau Petter Penner mit Susana Jantzen 28. 5.
Kl. Schardau Petter Ewert mit Sara Kaspers 5. 11.
Kl. Schardau Petter Abrehams mit Maria Abrahams 17. 11.
Gr. Schardau Petter Penner mit Nelke Abrehams 4. 5.
Gr. Schardau Johann Penner mit Catorina Stoben 19. 12.
Schweingrube Hans Schmidt mit Sare Görtzen 1. 8.
Rudnedwyde Martin Boldt mit Netke Görtzen 20. 10.
Rudnerwyde Heinrich Goertzen mit Maria Frantzen 14. 11.
Rosen Kranz Frantz Petters mit Catorina Siberten 11. 4.
Rosen Kranz Siebert Görtzen mit Anna Görtzen 3. 12.
Zieglers Huben Heinrich Ewert mit Wittwe Petters 19. 12.
Bagen Jacob Görtzen mit Wittwe Kliewers 5. 3.
Pradies Petter Stobe mit Elisabeth Kliewers 25. 7.
21 Paare

1794

„Montauerweyden Hans Ediger mit Wittwe Unaru 21. 1.
Montauerweyden Abraham Unrau mit Elisabeth Kaspern 11. 5.

Montauerweyden Heinrich Jantz mit Sara Jantzen 4. 9.
Montauerweyden Johan Fagt mit (Vogt?) Anna Hiltzrichter 9. 10
Montauerweyden Heinrich Kornelis mit Elisabeth Dierckſen 16.11.
Montauerweyden Jacob Stobe mit Anna Jantzen 30. 11.
Klein Schardau Johann Tigart mit Sara Eckerts 16. 1.
Klein Schardau Julius Adrian mit Wittwe Edgerin 27. 3.
Klein Schardau Hans Pauls mit Wittwe Ewertin 1. 4.
Schulwieſe Heinrich Koper mit Wittwe Görtzen 19. 7.
Roſen Krantz Heinrich Kliewer mit Wittwe Görtzen 8. 5.
Roſen Krantz Petter Tigart mit Helena Vedlers 8. 6.
Schweingrube Hans Nickel mit Agneta Roſen (?) 16. 11
Küche Wilhelm Penner mit Wittwe Können 30. 10.
Zieglers Huben Ditrich Adrian mit Wittwe Görtzen 2. 11.
Rudnedweyden Johan Flaming mit Anna Albrecht 27. 4.
Rudnerweyden Johan Flaming mit Eva Görtzen 20. 5.

17 Paare."

1795

Dragheimerweide Gerhard Jantzen mit Anna Böchers 17. 2.
Groß Schardau Petter Penner mit Anna Harms 24. 2.
Weis Böwiſch (?) Hans Dierckſen mit Sara Fröſen 19. 3.
Roſen Krantz Herman Fröſe mit Witwe Jantzen 14. 4.
Roſen Krantz Petter Frantzen mit Catarina Gerbrands 2. 7.
Roſen Krantz Johan Schmidt mit Eliſabeth Neumanns 6. 10.
Schweingrube Johan Dierckſen mit Catorina Dierckſen 26. 4.
Montauerweyde Heinrich Holtzrichter mit Eva Fagten 3. 5.
Montauerweyde Wilhelm Quiring mit Wittwe Ewerten 14. 5.
Montauerweyde Heinrich Flaming mit Anne Bartels 15. 11.
Rudnedweyde Gerhard Diercks mit Witwe Schröders 16. 4.
Rudnerweyde Petter Görtzen mit Helena Nickels 24. 5.
Foßwinckel Heinrich Penner mit Anne Albrechts 14. 4.
Zieglers Huben Heinrich Ewert mit Anne Jantze 7. 5.
Zieglers Huben David Vodt mit Wittwe Trappen 16. 5.
Gerſchewenfeld Heinrich Penner mit Suſane Martens 24. 9.
Gutſche Heinrich Siebert mit Nelcke Fröſen 6. 10.
Schulwieſe Heinrich Frantz mit Cetorina Bartels 16. 10.
Bönhof Hans Fongk mit Eliſa- (Funk?) beth Penners 15. 11.
Klein Schardau Petter Ediger mit Eliſabeth Stoben 26. 11.
Klein Schardau Johan Tigart mit Anna Sieberts 23. 6.

21 par

1796

Montau Jacob Görtz mit Wittwe Edigers 20. 10.
Montau Abram Unrau mit Elſke Jantzen 27. 10.
Montau Salomon Nachtigoll mit Eva Adryans 17. 11.
Montau George Foth mit Nelke Frantzen 27. 11.
Dragheimerweyd David Götz mit Witwe Adryan 23. 2.
Dragheimerweyd Abraham Penner mit Witwe Cornelſen 18.10.
Rudnerweyde Gerhart Diercks mit Maria Görtzen 5. 4.
Rudnerweyde Jacob Bartell mit Witwe Paulſen 13. 9.
Schweingrube Heinrich Baltzer mit Witwe Görtzen 14. 4.
Schweingrube Petter Ediger mit Eliſabeth Görtzen 29. 9.
Schweingrube Ditrich Jantzen mit Anna Paulſen 3. 11.

Schweingrube Hans Nickell mit Sara Quirings 27. 11.
Böhnhöwerfelde Heinrich Kliewer mit Witwe Quürings 5. 5.
Böhnhöwerfelde Paul Jagdt mit Elisabeth Ewerts 6. 11.
Gr. Weyden Petter Albrecht mit Ceterine Frößen 21. 1.
Möhrischfeldt Jacob Görtzen mit Catorina Fodtten 1. 11.
Schadenwinkel Hans Albrecht mit Witwe Schröders 10. 5.
Schadenwinkel Isaac Frößen mit Eva Fodtten 4. 10.
Zwanziger Klaas Penner mit Elisabeth Baltzers 13. 10.
Reehof Hans Fodtt mit Witwe Kaspers 27. 12.
21 par"

1797

„Montauerweyde David Diercks mit Maria Edigers 2. 2.
Montauerweyde Isack Unruh mit Maria Wedler 3. 8.
Dragheimerweyde Gerhard Frantze mit Sara Petters 20. 4.
Dragheimerweyde Johan Tgart mit Witwe Frantzen 31. 10.
Schweingrube Jacob Görtzen mit Witwe Unruhen 17. 3.
Schweingrube Simon Stobe mit Maria Cornelsen 6. 4.
Schulwiese Heinrich Ediger mit Witwe Pennerin 19. 11.
Klein Schardauen Cornelius Kliewer mit Anna Kohnert 25. 7.
Schinken Berg Hans Ditrichs mit Wittwe Kättlers 29. 6.
Roth Hof Heinrich Bartell mit Wittwe Ewertin 9. 3.
Böhnhöwerfelde Johan Jagdt mit Wittwe Nickeln 22 1.
11 Paar."

1798

„Montauerweyd Jacob Stobe mit Sara Flamings 4. 11.
Zwanzigerweyde Siebert Tgart mit Sare Ewerts 6. 9.
Schweingrube David Köhn mit Maria Foncken 28. 1.
(Funk?)
Schweingrube Heinrich Pauls mit Sare Holtzrichte 27. 3.
Schweingrube Jacob Gerbrand mit Maria Jantze 23. 8.
Zanderswehde Johan Jantzen mit Witwe Görtzen 1. 5.
Kramers Hof Cornelis Jantz mit Witwe Albrechte 22. 3.
Schadenwinkel Abraham Peters mit Witwe Fonken 17. 4.
Rudnerweyden Frantz Görtz mit Witwe Dierchsen 24. 7.
Gr. Schardauen Jacob Penner mit Witwe Pennerin 2. 8.
Gutsche Jonas Quiring mit Witwe Pennerin 18. 10.
Böhnhof Petter Obe mit Anna Foncken 2. 10.
Böhnhöferfeld Heinrich Albrecht mit Witwe Jagten 15. 11.
Böhnhoferfeld Harm Jongk mit Catorina Woons 25. 11.
Rosen Kranz Andreas Görtz mit Witwe Zirbanin 8. 12.
(Firbanin?)
15 Paar."

1799

„Dragheimerweyde Peter Ediger mit Elisabeth Edigern 25. 3.
Zwanzigerweyde Peter Frantz mit Maria Pennerin 4. 7.
Zwanzigerweyde Wilhelm Böcher mit Anna Tgarten 30. 7.
Schwein Grube Petter Ediger mit Witwe Nickeln 25. 7.
Kl. Schardau Jacob Siebert mit Witwe Stoben 27. 8.
Montauerweyde Abraham Peters mit Maria Stoben 20. 10.
Montauerweyde Johan Ediger mit Anna Frantzen 29. 10.
Montauerweyde Petter Görtz mit Maria Petters 10. 11.
Rosen Krantz Peter Tgart mit Maria Penners 22. 10.
Schwein Grube Heinrich Görtz mit Catorina Adrians 5. 11.
Böhnhöferfeld Frantz Görtz mit

Helena Nickel 9. 11.
11 par getraut."

1800

„Montauerweyde Frantz Fodt mit Anna Ewerten 10. 6.
Montauerweyde Heinrich Jantzen mit Witwe Frantzen 6. 6.
Groß Schardau Cornelis Fodt mit Sara Unruhen 19. 10.
Roth Höwisch Petter Schrötter mit Anna Ewerts 20. 11.
? Ditrich Jantzen mit Anna Beltzerin 20. 12.
Winter See Cornelis Quiring mit Nelke Petters 13. 11.
Bönhoff Wilhelm Penner mit Anna Albrecht 30. 10.
Rudnerweyde Absolon Unruh mit Elisabeth Görtzen 8. 7.
Rudnerweyde Abrahm Nickel mit Witwe Siebertin 23. 2.
Schulwiese George Nickel mit Anna Ridgern 10. 6.
Schulwiese Abraham Edger mit Witwe Kaspern 5. 1.
Reehof Johan Fodt mit Maria Unruhen 20. 6.
Rosen Kranz Jacob Penner mit Elisabeth Siebertin 8. 6.
Kramer Hoff Gerhard Herman mit Sara Alberchten 1. 4.
Insul Küche Heinrich Fodt mit Susana Pennerin 30. 1.
15 Paar."

1801

(Die Zahlen in Klammern geben das Alter an)

Zwanzigerweide Wilh. Böcher (Witwer 41) mit Cotorina Tguaotin (Tjartin 20) Gr. Schardau 27.1.
Rudnerweyde Heinrich Jantz (35) mit Maria Görtzen (19) 17. 3. Schweins Grube.
Schadenwinkel Abram Petters (Witwer 25) mit Witwe Frößen geb. Fotten (27) 7. 5. Weishoff.
Gr. Zerdauen (Schardau) Heinrich Tgart (32) mit Witwe Stobe geb. Jantzen (40) 19. 10. Montauerweide.
Insul Küche Jacob Penner (Witwer 73) mit Sara Nickeln (72) 5. 11. Bönhöff.
Bönkowerfeld Abram Görtz mit Elisabeth Adrians 12. 11. Dragheimerweyde.
Montauerw. Andreas Holtzrichter mit Elisabeth Frantzen 17. 11.
Stobendoof Arend Quiring (21) mit Witwe Sibertin geb. Tgarten (34) 19. 11. Gr. Schardau.
Hohenwalde Heinrich Horn mit Witwe Göden geb. Kliewer 27. 12. Montauerweide.
9 Paar."

Von 1792 bis 1801, in einem Jahrzehnt, fanden in der Tragheimer Gemeinde 157 Trauungen statt; 314 Personen traten in die Ehe. — 1819 wanderte der größte Teil dieser Gemeinde 150 Familien, unter Führung von Franz Görtz, nach Rußland aus und begründete dort 1820 die Dörfer Rudnerweide, Großweide, Pastwa, Schardau, Pordenau, Mariental, Alexandertal und Franztal.

In Tragheimerweide an der Nogat, wie auch auf der Rudnerweide Siedlung in Rußland, kommen dieselben Familiennamen vor, die nach ihrer Herkunft fast alle auf Friesland hindeuten.

Unter 314 Eheleuten war der Name Görtz oder Görtzen (Die Schreibweise ist willkürlich und abgeleitet von Gerzen — Gerritz) 34 mal, oder mit etwa 11 Prozent vertreten. Häufig sind auch die Namen Tjart (hier Tgart oder Tigart geschrieben), Abrahams, Stobbe u. a.

Von den hier angeführten 157 Ehepaaren wird die Mehrheit 1819 nach Rudnerweide, Süd-Rußland, abgewandert sein, so daß viele von unsern Rußlandfriesen hierunter ihre Ur-Urgroßeltern begrüßen dürfen!

PETER KLASSEN

Wie es bei Willy Hildebrand Weihnacht wurde

1

Seines Bleibens war in Heimtal nicht mehr! — Er mußte sehen fortzukommen .... Und je schneller und je früher, desto besser; denn schon hatten die Kommunisten seinen Namen in die Liste der „Volksfeinde" eingetragen.

In aller Eile hatte Willy Hildebrand sein bewegliches Hab und Gut verkauft, sein Geld und seine Wertsachen aus dem Verstecke hervorgeholt und war jetzt fluchtbereit ....! Er wartete nur noch die Nacht ab.

Seine vollbebaute Wirtschaft, eine der besten in Heimtal, ließ er ohne irgendeine Verfügung zu treffen, ohne einen Herrn und Besitzer zurück. Die Wirtschaft würde schon einen Herrn finden — oder ein Herr die Wirtschaft!

Eben war die Sonne untergegangen; ein Herbstabend war angebrochen, wie es solche nur in der Krim, eigentlich nur in Heimtal gibt. Der Vollmond bekam immer mehr Schein und Licht und helleren Glanz, je weiter die Sonne hinter dem Horizonte verschwand, und überflutete Heimtal mit zauberhaft wirkenden Lichtfluten.

Durch Willy Hildebrandts geöffnetes Fenster drang der Geruch der abgeernteten Felder, der sich entlaubenden Bäume und der Durft der Herbstblumen, die den ersten Nachtfrösten standgehalten hatten. Vom Flusse her drang das sich immer gleich bleibende Rauschen des Wasserfalles wie eine leise traurige Abschiedsmelodie ....

Willy stand vor seinem Fenster und starrte vor sich in's Leere. — Abschied! — Für immer wahrscheinlich! — — Und ....! —

Der Abschiedsschmerz packte ihn und preßte ihm das Herz zusammen wie in einem Schraubstocke; über seine Augen legte sich ein feuchter Schleier ....

— Abschied! —

Mit einem Ruck wandte sich Willy vom Fenster ab, sah auf seine Uhr, ergriff seinen Hut und verließ das Zimmer, das Haus und auf dem Gartenstege seinen Hof, den Weg nach dem Wasserfalle einschlagend.

Noch einmal wollte er die Stätten sehen, wo er so unsagbar glücklich und dann so sterbenskrank unglücklich gewesen war, und vielleicht könnte er s i e noch einmal sehen oder gar sprechen.

Je näher er, den Fluß entlang gehend, dem Wasserfalle kam, desto lauter wurde dessen Rauschen. An das stetige Rauschen nicht gewöhnte Menschen hörten aus solcher Entfernung nur selten noch mehr als nur das Rauschen und Toben des fallenden Wassers, aber die Heimtaler waren daran gewöhnt und hörten und verstanden in seiner Nähe noch, wenn im Unterhaltungstone gesprochen wurde.

Etwa zweihundert Fuß vom Wasserfalle stand eine uralte Weide, deren seltsam gewundenen Stamm zwei Mann kaum umspannen konnten. Wo sich der Stamm in Manneshöhe teilte, bildete er einen Sitzplatz, in dem man in halbliegender Stellung recht gemütlich ausruhen konnte. Seit Jahren, als er noch die Dorfschule besuchte, war dieses Willys Lieblingsplatz, wo er stundenlang geträumt und simuliert hatte.

Hier hatte er s i e kennen gelernt. Hier hatte er die kleine zehnjährige Agnes Janz zum ersten Male getroffen, als er schon sechzehn Jahre alt gewesen war. Und dann hatten sie sich da getroffen, jahrein, jahraus bis ....

Willy schwang sich auf den Sitz in der alten Weide und gab sich der Erinnerung hin ....

— Vor zehn Jahren war es gewesen, als er Agnes' Bekanntschaft gemacht hatte. An einem Abend wie der heutige, hatte er hier gelegen und geträumt, als plötzlich durch ein von Weinen und Schluchzen unterbrochenes Guß! Guß! aus seinen Träumereien aufgeschreckt worden war.

Gerade unter ihm, an den Stamm der Weide gelehnt, hatte die kleine Agnes gestanden und nach ihren Gänsen gerufen, die an der anderen Seite des Flusses ihr Nachtquartier aufgeschlagen hatten. Sie hatte bitterlich und untröstlich geweint, als die Gänse sich nicht an ihr Rufen gekehrt hatten.

Er hatte ihr helfen wollen und von seinem Sitze aus auch: „Guß! Guß" gerufen und dabei die Agnes so erschreckt, daß sie wie ein gescheuchtes Reh davongejagt war. Eine steile Böschung hinaufkletternd, war sie ausgeglitten, heruntergerollt und unter seiner Weide stöhnend und weinend liegen geblieben. Sie hatte sich den Fuß verstaucht, und er hatte sie dann nach Hause zu ihren Eltern getragen ....

Noch heute glaubte er ihren Herzschlag an seiner Brust zu vernehmen.

Und da hatte er sie lieb gewonnen. Nicht, wie er sie später geliebt hatte, wie er sie heute noch liebte, sondern wie einer, der eine Schwester hat, wohl seine Schwester lieben muß.

Willy hatte weder Schwestern noch Brüder; auch seiner Eltern konnte er sich nicht erinnern. Er war als Waise von seinem Onkel, einem filzigen Junggesellen, an Kindesstatt aufgenommen und von dessen alter Schaffnerin, der „Doowen Greet," auferzogen worden. Liebe hatte er bis zu seinem sechzehnten Lebensjahre keine empfangen; auch er hatte niemand wirklich geliebt!

Onkel Franz lieben!? Oder die „Doowi Greet"!? Die beiden lieben, die von früh bis spät knurrten und schalten und mit sich selbst, untereinander und mit der ganzen Welt in ewigem Zank und Hader lebten!? Den Lehrer und die Schulkameraden lieben? Der Lehrer war sein Vetter und ihm noch heute gram, daß Onkel Franz ihn adoptiert und zu seinem Erben eingesetzt hatte, und der Lehrer hatte es ihn in der Schule entgelten lassen, was sein Onkel verschuldet hatte.

Und die Schulkameraden hatten ihn behandelt und ihn angesehen, wie deren Eltern den Onkel Franz und die Doowi Greet behandelt und angesehen hatten: mit Verachtung, Spott und Neid!

Und da war die kleine Agnes in sein freude- und liebeleeres Leben getreten und das Leben war plötzlich schön und licht geworden.

In zwei Wochen war Agnes' Fuß geheilt gewesen, und dann hatten sie sich hier immer wieder getroffen, jahrein, jahraus, bis er als Santitäter hatte in den Krieg ziehen müssen. Agnes war damals sechzehn, er zweiundzwanzig Jahre alt gewesen. Onkel Franz war gestorben, die Wirtschaft war verpachtet, und er war in den Krieg gezogen.

Das letzte Weihnachtsfest in Heimtal hatte er bei Agnes' Eltern verlebt. Es war auch sein erstes in seinem Leben gewesen! Onkel Franz und die Doowi Greet hatten nie wirklich Weihnacht gefeiert; nie ihm beschert oder ein Bäumchen geschmückt; nur gescholten hatte sie und geschimpft über die Mehrausgaben und über die Arbeit, die das Weihnachtsfest nun einmal mit sich bringt.

Bei Agnes' Eltern, die ihn auf zwei Wochen aufgenommen hatten, bis er in den Dienst fuhr, hatte er sein erstes wirkliches Weihnachtsfest gefeiert. Da hatten Liebe und Frie-

den in den Herzen und im Hause gewaltet, und zum ersten Male war die Weihnachtsbotschaft: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“ in sein liebehungriges Herz gedrungen.

Die Janz Familie, groß und klein, hatten ihn als zur Familie gehörig betrachtet und ihm so viel Liebes erwiesen, wie ihm in seinem ganzen Leben nicht widerfahren.

Und Agnes ....! Da war es ihm zur Gewißheit geworden, daß er nur immer sie lieben würde, nie ein anderes Mädchen zur Frau nehmen könne und würde als nur die Agnes!

Daß Agnes ihm herzlich zugetan war, ihn liebte wie einen Bruder, das wußte er. Ihr jetzt von anderer Liebe sprechen, hatte er nicht gekonnt und nicht gedurft — sie war noch zu jung gewesen.

Und dann, als er von ihr Abschied genommen, da hatte der Trennungsschmerz sie übermannt. In Gegenwart ihrer Eltern und Geschwister hatte sie ihn plötzlich umarmt, hatte ihn geküßt, weinend gerufen: „Komm bald und gesund wieder, Willy!“ und war aus der Stube gelaufen ...

Da war er fröhlich in den Dienst gezogen mit der Hoffnung im Herzen: „Agnes ist mein!“

Nie hatten sie untereinander von Liebe gesprochen; nie sich einander fürs Leben versprochen, aber er hatte sich ihrer unwandelbaren Liebe sicher geglaubt, und das Hoffen auf die Zeit, wann alle seine Wünsche in Erfüllung gehen würden, hatte ihm über die Zeit der Trennung hinweggeholfen.

Ihn hatte das Schicksal besonders hart gepackt und in dem unendlich großen Rußland von Ort zu Ort getrieben in der Revolution und im Bürgerkriege, daß Jahre vergingen, ehe er wieder zurück nach Heimtal gekommen war.

Und wie anders war alles in dieser Zeit geworden!!

Die Revolution, der Bürgerkrieg und die Gewaltherrschaft der Kommunisten hatten Heimtal und seinen Bewohnern ein neues Gepräge gegeben! Viele seiner Alters- und Schulgenossen lebten nicht mehr. Viele waren mit der Wrangelarmee geflohen und manche spurlos verschwunden. Auch viele der Bauern waren mit ihren Familien fort. Die größere Hälfte der Bewohner Heimtals kannte er nicht.

Aber Heinrich Janz mit Familie war noch in Heimtal gewesen. Das hatte er bei seiner Heimkehr schon auf der Station erfahren. Auch daß sein Pächter Regehr noch in seiner Wirtschaft wohne.

Dann war er von der Station zu Regehr gegangen, und was er da gehört, erlebt und gesprochen, das ließ er jetzt noch einmal an seinem Geiste vorüberziehen ....

2

Wie einen von den Toten Erstandenen hatte Regehr ihn angestarrt, als er bei ihm eingetreten war und hatte zweifelnd und ungläubig gefragt: „Bist du es wirklich, Hildebrand! — Lebst du noch?“

„Ja warum sollte ich denn nicht leben?!“

„Na, — der Thießen von der Molotschna hat doch erzählt, daß er dich, von einer Kugel durch den Kopf geschossen, hat fallen sehen.“

„Ich bin in keinem Kampfe gewesen und kenne keinen Thießen von der Molotschna! Was ist das für ein Thießen, und wie kommt der nach Heimtal?“

„Kenne ihn nicht näher. Weiß nur, daß er ein Gutsbesitzer und Burschuj war, der vor den vordringenden Roten in die Krim flüchtete und hier bei Heinrich Janz im Nebenhause Quartier nahm. Dann trat er in das 1. Deutsche Kolonistenregiment ein. Ob

er schließlich mit der Wrangelarmee nach der Türkei davongekommen ist, weiß keiner. Seit der Nacht, als er sich Hals über Kopf trauen ließ, ist er spurlos verschwunden."

„Hatte er nicht eine Familie? Du sagtest doch, er hätte bei Janz' im Nebenhause Quartier genommen und ...."

„Das war der alte Thießen! Hansens Vater. Der Hans ist höchstens vierundzwanzig Jahre alt."

„Und der ließ sich in der Nacht trauen?"

„Ja, in der Nacht, als die Wrangelarmee auf ihrer Flucht hier durch Heimtal zog. Und dann, gleich nach der Trauung, schwang er sich aufs Pferd und fort ist er! — Schon bald zwei Jahre."

„Und seine Frau?"

„Die hofft und wartet noch immer, daß er zurückkommen wird. Aber im Dorfe glaubt das niemand mehr; denn die Abteilung, mit welcher Hans fortritt, ist bis auf den letzten Mann von den Roten niedergemetzelt worden. Ich selbst mußte helfen die Leichen dieser Abteilung zu begraben. Die Leichen waren ganz unmenschlich verunstaltet und schon in Verwesung übergegangen, so daß keine der Leichen identifiziert werden konnte. Aus dem Haufen der brennenden Leichen holte einer der Roten ein brennendes Buch heraus. Als er gesehen, daß es wertlos für ihn war, warf er es zur Seite. Ich hob es auf. Er war Hans Thießens Notizbuch; sein Name stand darin. Ich brachte es seiner Frau, aber sie glaubt es dennoch nicht, daß er tot ist und wartet auf ihn noch immer! Aber die Agnes war ja immer schon so ...."

„Welche Agnes?"

„Na, Heinrich Janz' Agnes!"

„Und sie ist Hans Thießens Frau!?"

„Wer denn sonst?"

Da war er zusammengeklappt und seiner ganzen Länge nach auf die Erde geschlagen ....

3

Als er wieder zu sich gekommen, nach vielen Tagen, in denen er zwischen Tod und Leben geschwebt hatte, da hatte Agnes an seinem Bette gestanden. Sie hatte ihn dem Tode abgerungen, hatte ihn gesund gepflegt und war dann gegangen mit den Worten: „Ob mein Mann noch lebt, weiß ich nicht, hoffe es aber. Ich habe ihn aufrichtig geliebt, mag er mich auch betrogen haben, als er mir erzählte, er habe dich tot gesehen. Ich versprach ihm Treue und daß ich zehn Jahre auf ihn warten würde. Solange bin ich gebunden. Mein Wort halte ich, komme was da will. Wäre nicht Hans in mein Leben getreten, und du für viele Jahre nicht verschollen gewesen .... Du bist mir der liebste nächst Hans, aber er ist vor Gott und Menschen mein Mann und .... Lebe wohl, Willy." Viele ihrer Gedanken hatte sie nur halb ausgesprochen, wie in einem inneren Zweikampf, und war dann tränenden Auges gegangen.

Und in den bald zwei Jahren, die er in Heimtal jetzt gewesen, hatte er sie nicht wieder gesprochen. Sie hatten eine Begegnung vermieden. Was sollten, was konnten sie sich auch sagen ....!

4

Abschied!

Willy stöhnte und seufzte: „Wenn sie mir doch heute noch „Lebe wohl, Willy!" oder „Auf Wiedersehn!" sagte, der Abschied würde leichter sein!"

Da wurd das Rauschen des Wasserfalles übertönt von der Melodie eines Liedes, das aus tieftraurigem, sehnsüchtigem Herzen kommen mußte; denn die Stimme der Sängerin zitterte und bebte wie in verhaltenem Schmerz. Die Sängerin kam näher,

und Willy vernahm deutlich die Worte des Liedes:

„Zieht im Herbst die Lerche fort,
Singt sie leis': Ade!
Sieh' die Träne, wie sie quillt,
Höre, was sie spricht:
Lieder hat die Lerche wohl,
Tränen hat sie nicht!"

Die Sängerin stand unter Willy's Baum still und sah traumverloren auf das langsam vorbeiziehende Wasser des Flusses, in dessen kräuselnden Wellen der Mond sich tausendfach widerspiegelte.

„Agnes! — Meine Agnes!" flüsterte Willy. Er wollte schweigen und sich nicht verraten, aber seine überwältigenden Gefühle und seine große Liebe zu ihr preßten ihm die Worte unwillkürlich über die Lippen.

Agnes' an das Rauschen des Wasserfalles gewöhnte Ohr hatte die Worte vernommen und auch verstanden. Ruhig und scheinbar gefaßt sagte sie: „Bist du es, Willy? Komme herab! Was tust du hier zu so später Stunde?"

Willy sprang von seinem erhöhten Sitz direkt vor Agnes auf die Erde und sich aufrichtend, sagte er: „Ich nehme Abschied!"

„Abschied!? Du gehst fort? Wohin?"

„Das weiß Gott! In Heimtal ist meines Bleibens nicht mehr! Ich stehe auf dem schwarzen Brett, und wenn nicht morgen, so gewiß übermorgen stecken sie mich ein."

„Warum? Was hast du verbrochen?"

„Verbrochen habe ich nichts, aber ich habe noch verschiedenes, was den Kommunisten in die Augen sticht, und das wollen sie haben, darum!"

„Auf die Flucht gehst du?! Ich habe noch nichts darüber gehört, daß sie ein Auge auf dich haben. Übereile dich nicht, Willy! Einmal fort, darfst du nicht wieder zurückkommen."

„Und was macht's, wenn ich nicht wiederkomme! Um mich wird niemand in Heimtal weinen und mir nachtrauern!"

„Bist du des so gewiß, daß du es so sicher aussprichst?"

Willy wollte nicht weich werden; er durfte nicht weich werden, sonst würde er ihr wieder von seiner großen Liebe sprechen, und er hatte ihr doch versprochen, es nicht zu tun. Darum fragte er in einem Tone, der spöttisch klingen sollte, der aber nach einem unterdrückten Seufzer klang: „Wer könnte das sein! Du etwa?"

„Ja ich, Willy! Ich werde um dich weinen und dir nachtrauern, wenn du gehetzt und verfolgt, ohne Heimat und ohne liebe Menschen um dich zu haben, in der Welt wirst umherirren müssen.

Noch ist für dich keine Gefahr da. Übereile dich mit der Flucht nicht, Willy!"

„Agnes! Du würdest um mich weinen, mir nachtrauern!?" Er ergriff ihre Hände, die sie ihm willig überließ, zog Agnes aus dem Schatten des Baumstammes, sah ihr in die Augen und wiederholte: „Agnes, du würdest um mich weinen?"

Tränenden Auges sah sie zu ihm empor und sagte leise: „Gewiß doch würde ich um dich weinen, Willy! Seit meiner Kindheit bist du doch ein Stück meiner selbst. Ohne dich wäre ich nie geworden, was ich bin."

Da konnte er sich nicht länger beherrschen. Er zog sie an sich und flüsterte ihr ins Ohr: „Agnes, komme mit mir. Ich verschiebe die Flucht bis auf morgen Nacht, verberge mich tagsüber in eurer Scheune, da wird mich niemand suchen, und morgen Nacht fliehen wir gemeinsam, nachdem wir uns haben trauen lassen! Ich habe Geld genug, uns in der neuen Welt ein Heim zu gründen."

„Ach, Willy! — Das geht ja doch nicht! Du weißt doch, daß ich Hans

versprochen habe, zehn Jahre auf ihn zu warten. Hätte ich die Gewißheit, daß er wirklich tot ist, würde ich mich nicht gebunden fühlen. Solange ich aber diese Gewißheit nicht habe, warte ich auf ihn, bis die zehn Jahre um sind."

„Sieben Jahre willst du noch auf einen Toten warten, und willst dein und mein Glück einer törichten Hoffnung opfern!? Liebst du mich denn nicht so sehr, daß du um meinetwillen den Gedanken aufgeben und mit mir kommen kannst, Agnes?"

„Ich liebe dich stark genug, mein Leben für dich zu opfern, Willy, aber mein Wort kann ich nicht brechen! — Mußt du wirklich fliehen, Willy? Könntest du nicht in Heimtal bleiben? — Das Leben würde so viel schöner und das Leid so viel leichter zu ertragen sein, wenn du hier bliebest und wir wieder Freunde würden, wie wir es vor dem Kriege waren . . . . "

„F r e u n d e !" unterbrach Willy mit verzweifelnder Stimme, ließ seine Arme von ihren Schultern gleiten und trat einen Schritt zurück. „Mehr als Freundin willst du mir nicht sein?"

„Nicht ehe die zehn Jahre verflossen sind."

„Dann heißt es jetzt für mich auf immer zu scheiden. In Heimtal darf ich nicht länger bleiben, und wohin das Schicksal mich werfen wird, und ob ich noch einmal zurückkehre, dich noch einmal wiedersehe, weiß Gott allein. — Lebe wohl, Agnes! Behüt' dich Gott! Es wär zu schön gewesen; behüt' dich Gott, es hat nicht sollen sein!" Er wandte sich zum Gehen. . .

„Willy! — Geh' nicht so ohne Hoffnung in die Welt hinaus! Sieben Jahre ist eine lange Zeit, aber . . . . " Agnes hielt wie erschrokken inne.

Willy machte eilig kehrt und fragte: „Soll das etwa heißen, daß du dann die Meine werden willst, wenn dein Mann bis dann nicht zurückgekehrt ist?"

„Ja."

„Du liebst mich mehr als einen Freund, Agnes?"

„Ich — — ich — — glaube ja!"

Wieder zog er sie an sich und bat: „Komme mit mir, Agnes! Sieben Jahre ist eine lange Zeit! Wo werde ich, wo wirst du dann sein! Ob ich nach sieben Jahren würde zu dir kommen können, ist mehr als zweifelhaft. Komme mit, Agnes!"

„Ich kann und darf ja nicht, Willy! — Kannst du nach sieben Jahren nicht zu mir kommen, komme ich zu dir, und lebtest du am Ende der Welt. Ich . . . ."

In verzweifeltem Trotz wandte sich Willy ab, um zu gehen.

Agnes umarmte ihn, küßte ihn und rief mit schluchzender Stimme: „Behüt' dich Gott! Auf Wiedersehn!" Dann riß sie sich los von ihm und lief die Böschung hinauf, wie einst vor zehn Jahren.

„Abschied auf immer!" stöhnte Willy und sah ihr nach, bis sie im Garten ihres Vaters verschwunden war. „Es lohnt sich kaum noch zu leben"

Ein gebrochener Mann schritt Willy seinem Hofe zu . . . ,

5

Sieben Jahre sind verflossen, seit Willy Hildebrand von Agnes Janz in Heimtal Abschied nahm.

Ein Herbststurm rast über die endlosen Prärien Saskatchewans. Wie von Furien gejagt, springen und taumeln große Salzkrautbüsche über die Stoppeln der abgeernteten Felder. Die Umzäunungen der Felder und Weideplätze halten diese wilden Gesellen auf, und manneshoch türmen sie sich an den Stacheldrahtzäunen wie graue Wände um den Hof einer gutbebauten Farm, dem Man-

ne, der an einem Fenster im Wohnzimmer des Farmhauses steht, die Aussicht immer mehr versperrend . . .

Klatschend schlagen vereinzelte Regentropfen gegen die Fensterscheiben, schmutziggraue Spuren hinterlassend, wenn sie abfließen.

Grau die Wolken, grau die mit Staub gefüllte Luft, grau die Krautwand, grau der ganze Hof und grau und trüb' das Gemüt des Mannes, der wie hoffnungslos und weltvergessen in das Grau des trüben Herbsttages starrt . . . .

„Darf ich mein Buch aus Onkel Willys Stube holen?" fragt eine helle Kinderstimme in dem Nebenraume, dem Eßzimmer des Farmhauses.

„Wozu willst du es haben?" fragt eine Frauenstimme.

„Ich will mir ein schönes Weihnachtsgedicht aussuchen."

„Aber Lene! Bis Weihnachten ist's noch lange! Lerne lieber ein schönes Gedichtchen aus meinem alten Lesebuch! Onkel Willy mag nicht gestört werden, wenn er nicht guter Laune ist. Hier ist mein Buch. Suche da einmal ein schönes Gedichtchen!"

„Da sind keine schönen drin, und heute ist so garstiges Wetter, daß ich an Weihnachten denken muß, sonst wird mir ganz weinerlich."

„Sehr schöne Gedichtchen stehen drin! Gerade solche, die für solch garstigen Tag passen. Höre einmal her, ich werde dir eines vorlesen, und dann lernst du es auswendig!" Klar und deutlich und mit der richtigen Betonung las die Frauenstimme:

„Die Blätter fallen,
Und Nebel wallen
Durch's weite Land;
Die Blicke schweifen
Umher voll Wehmut,
Es mahnt zur Demut
Vergänglichkeit.
Wie ist der Sommer
So bald verronnen,
Es hat begonnen
Die trübe Zeit!
— Und so entschwinden
Und so entschweben
In unserm Leben
Auch Freud' und Leid!
Doch zag' ich nimmer, —
Nach Herbstestrauer
Und Winterschauer
Erblüht ein Lenz."

Der Mann am Fenster wandte sich mit einer abwehrenden Geste, als wolle er die zu ihm dringenden Worte des Gedichtchens, oder seine eigenen trüben Gedanken von sich scheuchen, vom Fenster weg und ließ sich müde und wie gebrochen in den großen Schaukelstuhl neben dem Ofen sinken.

Kaum erkennen wir in dem Manne Willy Hildebrand wieder. Er macht den Eindruck eines Fünfzigers und ist doch erst nur in den Dreißigern! Tiefe Furchen auf der Stirn und der trübe, hoffnungslose Blick seiner Augen, dazu das an den Schläfen ergraute Haar lassen ihn alt und ganz lebensmüde erscheinen.

Drei Jahre auf der Flucht, von Ort zu Ort gehetzt und gejagt wie ein wildes Tier, ehe es ihm gelang, über die russische Grenze zu kommen; die Reise nach Canada auf weltweiten Umwegen; und die vier Jahre einsamen Lebens auf einer weltentlegenen Farm in Saskatchewans Prärie mit der großen, hoffnungslosen Liebe in seinem Herzen haben Willy ihren Stempel aufgedrückt.

Was hat er nicht alles erlebt und erlitten in diesen sieben endlosen Jahren!

Und jetzt ist er an der Grenze des Möglichen angelangt. Er hat sich der Hoffnungslosigkeit hingegeben. Verzagt und verbittert, der Verzweiflung nahe, schleppt er seine Tage hin; erwartet nichts mehr, hofft auch nichts mehr vom Leben, hadert mit Gott und den Menschen und macht

sich und den Menschen, die mit ihm in Berührung kommen, das Leben schwer.

Den Kopf in die Hände vergraben, die Arme auf die Lehnen des Schaukelstuhles gestützt, sitzt er wie leblos da und brütet dumpf vor sich hin . . .

„Die Blätter fallen
Und Nebel wallen . . . .“

liest Lene im Eßzimmer langsam und wie tastend die für sie so schweren, deutschen Worte des Gedichtchens.

Willys Gedanken wandern, beeindruckt von dem Herbstgedichte, zurück in die ferne Vergangenheit . . . .

— Achtzehn Jahre sind es her, als er mit Agnes an einem wunderschönen Herbsttage in der Weide gesessen, und sie ihm eben dieses Gedichtchen hergesagt hatte, daß er sie überhöre, ob sie es auswendig könne . . . .

Er vergleicht den Herbst in der Krim mit dem in Saskatchewan, und allein schon der Unterschied in der Natur und im Klima könnte einen aufpacken und in die alte Heimat wandern lassen, und obendrein hier allein und verlassen und dort war. . .

„Agnes,“ lispelte er leise, „wo bist du?“

Willy hatte Agnes' Spur verloren.

In Gedanken wanderte er den Weg der letzten sieben Jahre noch einmal, wie er es immer wieder schon getan und tat . . . .

Stunde um Stunde saß er so da. Er hörte nicht mehr, was Mutter und Kind in dem Nebenzimmer sprachen oder taten; er kümmerte sich nicht darum, ob das Vieh versorgt wurde; — er wanderte . . . .

6

In einer Beziehung hatte Willy Hildebrand Glück gehabt, mehr Glück als die meisten neueingewanderten Rußlanddeutschen. Er hatte ein ansehnliches Stück Geld mit nach Canada herübergerettet und war jetzt schuldenfreier Besitzer einer ertragsreichen „Vier-Viertel“ Weizenfarm.

Doch Freude fand er an seinem Besitz nicht! Er arbeitete für zwei, doch nicht, um reich zu werden, sondern um zu vergessen . . . . Was sollten ihm Reichtum und Wohlergehen, wo er doch so schrecklich einsam und verlassen war!

Er hatte seine Nichte, Anna Peters, deren Mann in Rußland von den Machnowzen ermordet worden war, in sein Haus aufgenommen, ihm den Haushalt zu führen. Sie und ihr neunjähriges Töchterlein Lene taten ihr möglichstes, ihm über seine schweren Stunden, die ihn in letzter Zeit immer häufiger und verstärkt überkamen, hinwegzuhelfen, aber mit wenig Erfolg. Er gab sich immer mehr der Hoffnungslosigkeit hin und war bald keinem tröstlichen Zuspruche mehr zugänglich. Traurig, düster und stürmisch wie das rauhe Herbstwetter war auch sein Gemüt. Und wenn Onkel Willy, wie die beiden ihn nannten, seine schweren Stunden hatte, dann ließen sie ihn besser ungestört; — er wurde in der letzten Zeit so heftig.

7

Lene hatte ihr Gedichtchen gelernt; hatte ihrer Mutter noch ein Lesestück vorgelesen, aber Onkel Willy kam und kam nicht aus der Wohnstube, und sie wollte doch so gerne ihr Buch holen! Er ließ auch weiter nichts von sich hören, als hin und wieder einen Seufzer und halbunterdrücktes Stöhnen, das nur von der ungeduldig wartenden Lene vernommen wurde.

„Mama, ist Onkel Willy krank?“ fragte sie.

„Warum fragst du, Kind?“

„Er seufzt und stöhnt ja immer!“

„Das macht der Wind, Lene. Horch, wie er um die Ecken heult, und wie er im Kamin faucht!“

„Das höre ich, aber Onkel Willy stöhnt auch! Da, — hörst du es nicht,

Mama?"

Frau Anna horchte hin .... Jetzt vernahm sie es auch. Schnell stand sie auf und eilte an die Verbindungstür. „Lene, du bleibst hier!" rief sie und trat in Willys Stube.

Der merkte ihren Eintritt nicht. Halb liegend in dem Schaukelstuhle, die Augen in's Leere gerichtet, starrte er vor sich hin; seiner Brust entrang sich gequältes Stöhnen ....

„Onkel Willy, bist du krank?" fragte Frau Anna mit erschrockener Stimme. Er schien sie nicht zu hören. Da eilte sie zu ihm, schüttelte ihn an den Schultern und rief laut: "Bist du krank, Onkel Willy?"

Wie ein Erwachender zuckte er zusammen, und erst nach und nach fand er sich zurecht, konnte er seine Gedanken zurückbringen in die Wirklichkeit, und dann erst erkannte er Frau Anna.

„Ach, — du bist es, Anna! Ist schon gut. Ich komme gleich. Fangt nur an zu essen, wenn euch hungert, ich komme gleich."

„Ich rufe dich ja nicht zum Essen, Onkel Willy! Was ist's mit dir?"

„Nichts, Anna, nichts! Geh' nur wieder .... !"

„Nein, Onkel Willy, ich gehe nicht, ehe du mir nicht endlich gesagt hast, was dich quält. Du bist zwar mein Onkel, aber nur wenige Jahre älter als ich, und darum darfst du mir dein Vertrauen schon schenken. Ich kann es nicht länger ansehen, wie du dich langsam zutode grämst. Glaube mir, es trägt sich jedes Leid leichter, wenn man es einem anderen Menschen klagen und sein Herz ausschütten kann. Sage mir, was dich so quält, Onkel Willy! Vielleicht kann ich dir helfen und .... "

„Mama, darf ich jetzt mein Buch holen?" klang Lenes Stimme.

„Ja. Komm hole es dir!"

„Ist Onkel Willy krank? Er sieht ja so traurig aus, Mama."

„Ja, er ist krank. Geh' jetzt!"

„Was tut ihm weh?"

„Das Herz tut ihm weh."

Lene blieb in der Tür stehen: „Herzweh kann nur durch große Liebe geheilt werden. Unsere Lehrerin erzählte uns eine Geschichte, wo ein Mädchen einen herzkranken Mann gesundgeliebt hatte. Kann denn niemand Onkel Willy gesundlieben?"

„Was schwatzest du da, Lene!" sagte ihre Mutter unwillig, schob Lene über die Schwelle und schloß die Tür hinter ihr. Dann setzte sie sich neben Willy und bat: „Sage mir doch, Onkel Willy, was dich so quält und bedrückt?"

Willy sah sie lange schweigend an. Dann sagte er in verzweifelndem Tone: „Du weißt es ja schon! — Hast's doch eben zu Lene gesagt, daß ich herzkrank sei. Und da hilft eben kein anderes Mittel als G e s u n d l i e b e n, wie Lene es nannte. — Aber die Eine, die mich gesundlieben könnte, will es nicht. — Sieben Jahre sollte ich auf sie warten, dann würde sie kommen. Die sieben Jahre sind lange um, aber sie ist nicht gekommen! — Sogar ihre Spur habe ich verloren, — oder sie hat sie verwischt. — Ich bin so weit, daß ich bald ein Ende machen werde mit meinem verdammten Leben; ich ertrag's nicht länger!"

„Aber Onkel Willy! Was sagst du nur! Versündige dich nicht! Niemals glaube ich es dir, daß du dich mit solch sündlichen Gedanken trägst, und darum spotte nicht! Irret euch nicht! Gott läßt sich nicht spotten!"

„Bleib' mir mit den Bibelsprüchen vom Leibe! Es war mal eine Zeit, da hab ich auch geglaubt, daß es einen Gott gäbe, der Gebete erhöre, in's Schicksal der Menschen eingreife und alles zum Besten wende. — Ich habe zu diesem Gott gebetet, habe ihm vertraut und auf seine Hilfe gehofft .... Aber an mir ist dieser Gott Zeit meines Lebens vorbeigegangen, hat mich immer übersehen! — Nicht

einmal die Brocken, die von eines Glücklichen Tische fielen, hat er mir gewährt! — Solchen Gott brauche ich nicht . . . .“

„Armer Onkel Willy! Wie viel mußt du gelitten haben, daß du an Gott und Menschen verzweifelst! Und doch, wenn du nur glauben und vertrauen könntest, ER kann noch alles gut machen. Wirf dein Vertrauen nicht weg! Vertraue und hoffe auf . . . .“

„Hoffen und Harren macht manchen zum Narren,“ unterbrach Willy mit beißendem Spott. „Sieben Jahre habe ich gehofft und geharrt; sieben Jahre ihr vertraut und auf sie gewartet. — Sieben Jahre lang hat sie mich hingehalten, und als die Zeit um war, da verschwindet sie und verwischt sogar die Spuren hinter sich! Seit einem halben Jahre läßt sie nichts mehr von sich hören!“

„Ist sie in Canada, Onkel Willy?“

„In Rußland.“

„In Rußland! Und du richtest sie und verdammst sie, weil sie dir keine Nachricht zukommen läßt! Weißt du denn nicht, was in Rußland vor sich geht?“

„Geht da was Besonderes vor?“

„Ach Onkel! Sie mag hundert Briefe an dich geschrieben haben und alle sind von den Zensoren zurückgehalten worden. Sie mag alles versucht haben, aus Rußland hinauszukommen, und doch keine Möglichkeit gefunden haben! Hast du sieben Jahre auf sie gewartet, so warte jetzt noch eine Weile! Gib ihr Zeit, herüberzukommen! Die Sowjet-Regierung läßt ja nur einzelne, ihr unverdächtige Personen über die Grenze. Was weißt du, wie sie streben und kämpfen mag, zu dir zu gelangen!“

„Glaubst du, was du sagst?“

„Gewiß doch! Ein Mädchen, das einen Mann liebt, läßt ihn nicht sieben Jahre warten, um ihn dann fallen zu lassen.“

„Sie ist kein Mädchen! Sie war schon eines anderen Frau, aber, . . . “

„Aber was?“

„Ach, laß mich allein! Wozu alte Geschichten hervorholen . . . . “

„Nein, Onkel Willy! Jetzt gehe ich nicht, ehe du mir alles erzählt hast! Lene und ich haben dich viel zu lieb, um dich zugrunde gehen zu lassen, und jene, der du Verrat zutraust, mag dich noch viel lieber haben als wir. Erzähle, Onkel, und es wird sich ein Weg finden, der dich aus dem Labyrinth führt, in dem du dich in deinen Grübeleien verlaufen hast.“

Frau Anna hatte sich auf die Armlehne seines Schaukelstuhles gesetzt, und strich ihm liebkosend und beruhigend, wie eine liebende, besorgte Mutter, über seine heiße Stirn.

Da wurde er weich. Nie hatte eine zärtliche Mutterhand ihn liebkosend über die Stirn gestrichen; nie ihn jemand im Leben getröstet, als nur Agnes Janz, und die war ja damals noch ein Kind gewesen.

Langsam, mit vielen Unterbrechungen fing Willy an zu erzählen. Erst von seinen freud- und liebeleeren Kinderjahren. Dann aus seinen Jugendjahren und von seiner Begegnung mit Agnes Janz und so fort bis zur Trennungsstunde und seinem Abschied von Agnes. Dann schwieg er . . . .

Geduldig wartete Frau Anna. Sie sah, wie er innerlich kämpfte, seine Fassung zu bewahren, strich ihn wieder und wieder über's Haar und fragte nach einer Weile: „Und dann, Onkel Willy?“

„Dann kam ich nach drei Jahren abenteuerlicher Flucht und Umherirrens in der Welt über China nach Canada. Die Einwanderung der Mennoniten von Rußland hatte schon lange vorher eingesetzt. Tausende waren schon herüber gekommen. Ich zog Informationen ein und fand bald heraus, daß Heinrich Janz von Heimtal auch mit seiner Familie herüber gekommen war, verschaffte mir

seine Adresse und eilte zu ihm, hoffend, meine Agnes zu finden ...."

„Und?" fragte Frau Agnes, als Willy schwieg.

„Die ganze Familie war herüber gekommen, nur Agnes allein war drüben geblieben, auf ihren verschollenen Mann zu warten. Mich hatten in Heimtal alle als auf der Flucht umgekommen betrachtet. Von all meinen Briefen hatte Agnes nicht einen erhalten, und mich als einen Toten beweint und betrauert.

Sofort schrieb ich nun an Agnes. Bat sie, herüber zu kommen, das hoffnungslose Warten aufzugeben, nicht sich und mich für's ganze Leben unglücklich zu machen. Ihre Antwort war nur kurz, aber deutlich: „Solange die zehn Jahre nicht um sind, verlasse ich Heimtal nicht!"

Dieselbe kurze Antwort erhielt ich auf alle meine weiteren Briefe; kein Wort, ob sie mich liebe; keine Antwort, ob ich hoffen dürfe. — es war zum Verzweifeln! — Dann, vor nun einem halben Jahre, schrieb sie: „Noch zwei Wochen, dann sind die zehn Jahre um!", und weiter habe ich kein Lebenszeichen von ihr erhalten. Auch ihre Eltern wissen nicht, wo sie ist und erhalten keine Nachricht. — Oh! — Ich werde noch wannsinnig!"

Willy verbarg das Gesicht in seinen Händen und stöhnte ....

„Wirf dein Vertrauen nicht weg, Onkel Willy! Gott wird's machen, daß die Sachen gehen, wie es heilsam ist!"

„G o t t ! — Ich bin mit ihm fertig und mit meinem Leben auch! Was soll und kann ich noch hoffen!?"

Ratlos sah Frau Anna ihn an. Tränen stürzten ihr aus den Augen. Was konnten Menschenworte, was Menschentrost helfen, wenn die Nacht der Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit ein armes Menschenherz in ihre Bande schloß ....!? Wortlos strich sie ihn über die heiße Stirn und weinte, selbst des Trostes bedürftig; denn sie gedachte des eigenen Leides ....

„— — Friede und Freud dem gequälten Herz,
Balsam und Heilung für jeden Schmerz
Bringt uns zur Weihnacht der gute Hirt,
Wenn's auch im Herzen erst Weihnacht wird.

Gar nichts hilft uns der Flitter, das Gold,
Gar nichts das Kindlein im Krippe lein so hold,
Gar nichts der Kerzen flimmernder Schein,
Erst muß im Herzen Weihnacht es sein!"

In singendem Lernton schallte Lenes Stimme aus dem Eßzimmer in das drückende Schweigen. Frau Anna griff den Gedanken des letzten Verses des Weihnachtsgedichtes auf. .

„Onkel Willy, laß es Weihnacht bei dir im Herzen werden! Fasse Glauben und Vertrauen! Keiner ward zu Schanden, welcher Gottes harrt! Warte noch bis Weihnachten, und Gott wird ein Wunder tun, glaube nur! Wirf die sündlichen Gedanken von dir! Bete: Herr ich glaube, hilf meinem Unglauben!"

— „Ich kann nicht, Anna! — In mir und um mich ist alles finstere Nacht. Einmal nur in meinem Leben hab' ich wirklich Weihnacht gefeiert, einmal nur verspürt, was Liebe ist, und das war mit Agnes. — Käme sie her, — wäre sie bei mir, es könnte auch bei mir Weihnacht werden. — Dann könnte ich wieder an Gott glauben, — aber so ...."

Willy sprang plötzlich auf und stürmte hinaus in das trostlose, düstere Dunkel des hereinbrechenden Herbstabends.

Fortsetzung folgt

Dee Goodi Ooli Tiet

Aus wie noch tjeeni Obijaunasch haudi, uk noch mau weinijh Fadawaoygis, foa wie op sindaoygsch met Kaußtiwaoygis enn Setladri. Wie waondi en Ferschtiwaoynaschdarp. Grootfaodasch weeri too Gaußt jikaomi. Etj mucht jeern bie Grootfaodasch seni enn wul fer't Läwi jeern met an metfaoyri. Aoba etj wea dän Dach ferhäa nijh soo bisondasch schmok jiwaßt enn haud nü nijh dän Moot, mieni Elri tao fraoygi. Etj schtunt met schwaorim Haoyti en'i Schtauldäa enn mie fol nuscht Jischeidit bie. Aoba irjint waut mußt jidaoni waoyri. Beni drunki si Kofi. Aus etj heyd, daut Grootfaoda sien Kufil omschtelpi deed, wea mie daut gaunz klaoa, daut nü tjeeni Tiet mea too feleeri wea. Etj kroop op'm Waoygi, läd mie unja dee Setlada enn trok 'ni Peeddatj äwa mie. Aus Grootmuta mie Audee saji wul, wundadi see sitj aula, woa dee „Jung" nü aul wada schtäytji mucht. Mien Haoyt klopt gauz fedajhtijh lüd, aus Grootfaoda met dee Lien opklopt enn „Jäh" säd. Etj lach op'i koldi enn haoydi Unjalaoyg. It schtukad schratjlijh, wan dee Waoygi äwa dee jifraoyni Tjlieta raupild. Enn wan Grootfaoda derjh 'ni Holtjs foa, schtukti dee Setladafadri soo toop, daut daut eeni Enj mie en'i Nebi buchild. Tjitlijh wea etj nü nijh weinijh, enn etj mot wol daoybie jischtankat habi, enn Grootmuta schreyjh met eenmaol op: „Hargoms, Faoda, hia läft waut!" Dee trok dee Lien aun enn säd „Prrrrr." Je dee Peyd meend daut Schtelschtaoni enn se mie fleijht gaunz waut aundat. Aus see mie daoa soo em Waoygi lidji sagi, bleef Grootmuta äa Mül groot aopi schtaoni, enn Grootfaoda tjitjt mie schtiew aun enn säd: „Nü saj 'imaol aun, sooni Aoyschtjrät." Hee wenjd om enn brocht mie naohüs. Schmäa tjreyjh etj dit maol nijh, aoba etj wort nao Nooti ütjifilzt. Haodasch Mitschtji tjitjt äwa dee Unjadäa enn jnerd mie üt. Daut wea toom Boßi, enn wan see nijh aula rundom mie jischtooni haudi, haud etj een Klüti nao ar jischmäti. Na, fleijht een aundamaol.

Geat Wiens.

Zum heiligen Advent

Heiliger Advent,
Du kommst uns nah,
Klopfst an die Herzen
Hier und da.
Sprichst in der kalten Winterzeit:
Macht euch bereit!
Daß sich kein Herze härme,
Daß sich die Seele erwärme;
Bald naht die Weihnachtszeit:
Macht euch bereit!

Tjart Dusenscheen

Onkel Peters Geschichtenverein

Meine lieben Freunde!

Es haben sich da zwei neue Mitglieder angemeldet: Jakob Wieler, Witmarsum, Brasilien, und Kätie Willms, Reesor, Ontario. Ihre Briefchen bringe ich in der nächsten Nummer. Heute kommt, wie Ihr ja seht, wieder mehr von der Peterchen-Geschichte. Ich nehme sehr ungern soviel Raum dafür weg, aber ich möchte in diesem Jahr damit fertig werden. Der Schluß kommt im Dezemberheft. Es wird da aber auch noch Raum für Euch bleiben.

Der Arbeitstag eines achtjährigen Bauern

Von Onkel Peter

5.

Ich bin wirklich satt geworden. Vielleicht bin ich mehr als satt; denn wie ich mich jetzt auf den Weg in den Garten begebe, um mich über mein Tarantelloch herzumachen, da werde ich schwach — schwach in meinem Vorhaben. Ich bringe mich aber doch zu dem Loche, hole mein Gerät aus der Tasche, wickele den Faden ab, knete das Wachs noch einmal durch, gebe ihm die richtige Form und setze mich in die Hucke. Es ist aber wenig Schneid in meiner Attacke. Die heiße Erde brennt an meine Fußsohlen, die glühende Luft hier hinter den Stachelbeersträuchern steht unbeweglich, und die Sonne sengt mir auf den Buckel, daß es nur so eine Art hat. Obendrein scheint die Tarantel irgendwo auf Besuch zu sein, nicht ein einziges Mal strafft sich der Faden. Eine Müdigkeit und eine Gleichgültigkeit bemächtigen sich meiner, und das Verlangen, mich irgendwo im Schatten lang hinzustrecken, wird unüberwindlich. Ich sehe nach dem Obstgarten hin, und da fällt mein Blick auf den hohen Birnbaum, der dem neuen Strohhaufen zunächst steht. Unter ihm liegt eine Schicht frisches Weizenstroh, und es ist so herrlicher Schatten da.

Dann bin ich plötzlich mitten in diesem Schatten und auf dem duftenden Weizenstroh und strecke mich aus, nachdem ich mir zuvor einen Strohhalm in den Mund gesteckt habe. Daran knicken meine Zähne nun herum, ohne daß meine Gedanken weiter bei der Beschäftigung wären. Meine Gedanken — ich habe überhaupt nicht viel Gedanken, und die paar, die ich habe, die gehen ihre eigenen unkontrollierbaren Wege. Mir ist wohl, mir ist schrecklich wohl. Es ist so schön nach schwerer Arbeit und einer guten Klößenmahlzeit im Schatten eines großen Birnbaums auf frischem, duftendem Weizenstroh zu liegen und zu hören, wie die Knechte gerade Wasser aus dem Brunnen ziehen, um den Pferden die zweite Säd zu geben. Die müssen die Pferde nämlich noch ausfressen ehe es an die Arbeit geht. — Wenn sie doch langsam fressen möchten — das ist die einzige Sorge, die ich in diesem Augenblick habe.

Von dieser Sorge ausgehend komme ich ins Philosophieren. Nicht sehr zusammenhängend und auch man langsam. Es geht dabei um Arbeit und Ruhe. Ich finde aber, daß die Ruhe doch die schönere von beiden ist.

Ohne daß ich weiß, wie ich dazu gekommen, ertappe ich mich dabei, wie ich eine nach der andern von den vom Baum abgefallenen nicht sehr großen Birnen esse. Nicht aus Hunger und auch nicht gerade mit viel Wohlgeschmack, sondern mehr aus der Gewohnheit heraus, an allem

einigermaßen Eßbaren herumzuknabbern; denn für mich, wie für jeden andern achtjährigen Bauern teilt sich die Welt vornehmlich in zwei Arten von Dingen, in solche, die man essen und solche, mit denen man spielen kann.

Gerade nehme ich einen neuen Strohhalm, falte meine Hände hinter meinem Kopf und will mich noch einmal auf den Rücken fallen lassen, da pfeift es. Der Laut schneidet mir durch Mark und Bein, und ich springe auf. Nun spüre ich erst recht, daß ich Klöße zu Mittag gehabt habe. Ich flitze wohl, aber es wird nur ein jämmerlicher Schlakertrab.

Dann sitze ich wieder auf meinem Maschinentisch. Ich sitze, denn zu stehen oder zu gehen, kommt mir ganz unmöglich vor, so heiß sind die glatten Bretter des Tisches. So sitze ich also auf dem Stuhl, habe die Füße hochgezogen, genau so wie am frühen Morgen, und schwinge meine große Peitsche. Aber die Pferde nehmen meine Peitsche nicht sehr ernst. Langsam, viel zu langsam machen sie ihre Runde in der ausgetretenen Bahn, so daß, wenn mal eine halbe Garbe auf einmal in den Baraban fährt, die Maschine fast stillstehen will. Ich lasse es aber darauf ankommen; bleibe sitzen, drehe die Peitsche und schreie mit schwacher Stimme bald den Grischka bald den Woron an. Dabei wundere ich mich im stillen, wie Bruder heute so langmütig ist . . . .

„Hao — ao — ao ! ! fahre doch!"

Ich zucke zusammen. Nein, Bruder ist heute gerade so rücksichtslos wie gestern und vorgestern, wie alle Tage. —

„Jung, fahr einen Schritt!" schreit er wieder und droht mir dabei mit der Faust, in der er die kleine hölzerne Einsatzgabel hält.

Ich stehe jetzt auf, aber ganz langsam, ich will es ihm zeigen, daß ich auf sein Schreien nicht gleich aufzuspringen brauche. Wie ich aber meine Füße auf den herdheißen Tisch setze und nachdem ich eine kurze Weile von einem Fuß auf den andern getreten bin, bricht plötzlich das Unglücksbewußtsein mit solcher Macht auf mich ein, daß ich laut losheule und den angestauten Tränen freien Lauf lasse. In diesem Augenblick bin ich bereit zu sterben, um nur noch einmal diese Peitsche, diesen Tisch, diesen Grischka, diesen Bruder, dieses alles, alles loszuwerden.

In Verzweiflung, Wut und Trotz tue ich möglichst nachlässig meine Pflicht, gehe im Kreis herum, drehe meine Peitsche und rufe mein eindrucksloses Hao — hao in die Welt hinaus. Die Maschine will still stehen. Bruder gibt ganz dünn ein, dann läßt er die Maschine eine Zeit ganz leer laufen, stützt beide Hände auf den Barabantisch und sieht mich wütend an. Könnte er nur so leicht an mich herankommen, wäre mir jetzt eine Ohrfeige sicher, vielleicht auch zwei. So aber kann ich weiter trotzen.

Da naht das Verhängnis von einer anderen Seite. Vater, der das Leerlaufen der Maschine immer sofort merkt, steht plötzlich in der Stalltür. Er hat die Lage sofort erfaßt. Hastig windet er sich zwischen den Pferden durch, klettert schwerfällig zu mir auf den Tisch, reißt mir die Peitsche aus den Händen und bringt die Geschichte wieder in Schwung. Mich heißt er sitzen, damit ich ihm nicht im Wege bin. Ich setze mich, mache mich möglichst klein und heule ganz jämmerlich, und dabei wundere ich mich über den Grischka: wo der nur diesen forschen Schritt hernimmt, und auch aus den Augen sieht er gar nicht so teilnahmslos wie sonst.

Die Maschine ist im Gang, jetzt kommt der kritische Moment: wird Vater mir mit der Peitsche zugleich auch eine Ohrfeige verabreichen. Eigentlich glaube ich das nicht. Vater hat mich wegen schlechter Arbeitslei-

stung noch nie geschlagen. Meine Prügel kriege ich wegen Ungehorsam und wegen verschiedener Vergehen in der Schule, und zwar recht reichlich... Nein, er schlägt mich auch dieses Mal nicht. Es ist übrigens auch nicht mehr nötig, mein Trotz ist dahin, die Pferde haben wieder mehr Arbeitsfreudigkeit und — ich kann es mir eigentlich nicht gut erklären — der Tisch ist wirklich nicht mehr so heiß.

Es ist aber eine Wut in mir geblieben, und die richtet sich jetzt auf die Pferde, und im besonderen auf Grischka. So'n Racker. Aber ich werde dir Respekt beibringen, verspreche ich. Und ich weiß auch schon wie.

Nachdem Vater meinen Tisch verlassen hat, hole ich mir einen zwei Zoll langen Nagel aus der Tasche, den ich gestern scharf angefeilt habe — er hatte sollen eine Pfeilspitze werden, erwies sich aber als zu klein — und binde ihn an das Ende des Peitschenriemens. Und wie Grischka jetzt wieder nachlässig wird, da hackse ich. Grischka will's einfach nicht glauben. Verwundert wendet er mir seinen Kopf zu und schlägt mit dem Schwanz. Ich hackse wieder, Grischka schüttelt empört den Kopf. Ich hackse zum dritten Mal, und siehe da, Grischka zieht wirklich an. Und dann zieht er schon an, wenn ich noch nur Anstalten zum Hacksen mache. Von jetzt an scheine ich wirklich zu gewinnen. Grischka hat nun auch vor mir Respekt bekommen, und nun mache ich ihn allein verantwortlich für die ganze Arbeit. Verlangsamt sich das Tempo der Maschine, so wende ich mich nur an Grischka und hackse, sofort geht die Geschichte wieder flott. Ich brauche jetzt nicht einmal mehr von meinem Stuhl aufzustehen.

Die beiden Fuder sind ausgedroschen. Die Pferde werden von der Maschine losgenommen und vor die Leiterwagen gelegt. Bruder hat die beiden Füchse, Grischka und Wanjka, geführt, und wie er nun die Leine über den Laststock hängen will, hält er plötzlich inne, sein Blick ist auf Grischkas Schenkel gefallen. Er fährt mit der Hand darüber. Dann geht er hastig zum Roßwerktisch, holt meine Peitsche herunter und sieht sich meine Erfindung näher an.

„Peterchen, komm mal her!"

Der Ton gefällt mir nicht. Langsam schiebe ich mich näher. Mit festem Griff packt Bruder meinen Arm, und nun geght es schon rascher.

„Guck mal," sagt Bruder, als wir vor Grischka stehen. Ich gucke: Grischkas Schenkel und Flanke sind dicht mit Blutstropfen bestanden, an denen sich die Fliegen gütlich tun. Hier nun ist es, wo ich richtig zu meinen beiden Ohrfeigen komme. Und sie sind von einer Sorte, die sich sehen lassen kann.

Ich komme nicht mal recht • dazu loszuheulen, so rasch geht das alles. Ich schleiche mich still zu dem Wagen mit den jungen „Fahrpferden." Dieses ist der Wagen, mit dem Vater fährt, und ich darf ja jetzt mit „nach Fuder." Ich sitze auf der Unterlage, lasse die Beine herunterbaumeln, doch so, daß eine Leitersprosse zwischen den Beinen ist. So verlangt Vater es, sicherheitshalber. Die Backpfeife schmerzt, aber sorecht böse bin ich Bruder nicht einmal: es ist auch wirklich zu arg, wie ich Grischkas Seite zugerichtet habe. Blut — nein, so war es nicht gemeint. In Gedanken tue ich Abbitte; recht wehmütig wird mir, und einer plötzlichen Eingebung folgend, lasse ich mich vom Wagen gleiten, laufe zu Grischka hin und stecke ihm einen schönen rotbäckigen Apfel, von denen ich immer ein halbes Dutzend in den Taschen habe, zwischen die Zähne. Gern nimmt er den Leckerbissen, aber seine Augen sind wieder so teilnahmslos wie immer, in ihnen spiegelt sich weder Zorn noch Dank.

Ich glaube nun aber doch meine Schuld gut gemacht zu haben, und leichten Herzens laufe ich zurück zu meinem Wagen, turne mich hinauf und nehme die Leine, die Vater, der schon auf dem Wagen sitzt, mir reicht. Vater glaubt nämlich, mir einen großen Gefallen zu erweisen, wenn er mich die Pferde lenken läßt. Ich lasse ihn dabei, aber mir ist darum wirklich nicht viel zu tun.

„Naoa!" Die Peitschen knallen, und laut klappernd rollen die beiden Leiterwagen vom Hof.

J. P. KLASSEN

Geprellt

Ein Bauer kommt mit frohem Mut
Zu Fuß des Weges aus der Stadt,
Wo er die Waren sein recht gut
Im Laden abgesetzet hat. —
Drei Städter sehn ihn fröhlich wandern,
Und einer spricht drauf bald zum andern:
„Die Bauern sind nicht sehr gewitzt,
Mit diesem machen wir uns Spaß." —
— — Der Landmann kommt herangeschwitzt,
Nimmt seinen Schritt mit großem Maß. —
„Willkommen, Vater Abraham,"
So spricht der Erste, als er kam. —
— „Das ist ja Vater Isaak," spricht
Der Zweite ihm frech ins Gesicht. —
— Der Dritte aber ruft ihm spottend zu:
„Nein, Vater Jakob, das bist du?" —
— Der Bauer sich nicht lang besann,
Er schaut die drei ironisch an:
„Ihr irrt euch, liebe Herren mein,
Ich bin nicht Abram, Isaak, Jakob, nein;
Ich bin nur Saul, der Sohn vom Kies,
Der, wie es ihn sein Vater hieß,
Ausging, drei Esel, die sich verirrt, zu suchen.
Ich habe gesucht im Strauch, unter Buchen.
Nun hab ich, gottlob, sie gefunden.
In Zukunft grast ihr nur angebunden." —

Fehlerberichtigung

Im Septemberheft, Seite 282, zweite Spalte, erste Zeile soll es heißen: auf der nördlichen H a l b k u g e l, nicht Halbinsel.

Warte-Anhang

Artikel, Berichte, verschiedene Zuschriften

Aus einem Reise-Tagebuche

Von H. Görz

2.

Das Britische Museum in London.

Als ich morgens in unserm Hotel erwachte, war mein erster Gedanke: „Du bist in London, der Stadt aller Städte. Heute noch wirst du durch die Räume des Britischen Museums gehen, dem größten und reichsten der Welt. Ein Traum vieler Jahre soll nun in Erfüllung gehen. Du bist ja wohl der glücklichste Mensch auf Erden." Auch mein Begleiter war in freudiger Erwartung. Wir ließen uns kaum Zeit, unser Frühstück einzunehmen; denn unsere Zeit war knapp bemessen.

Unsere freudige Stimmung wurde aber bald etwas gedämpft, als wir erst wieder auf der Straße waren und nun vor der nicht ganz leichten Aufgabe standen, in dem Gewirr der Riesenstadt, fast ohne Kenntnis der englischen Sprache, unser Ziel, das Britische Museum, zu finden. Aber mutig gingen wir ans Werk. Einen Plan Londons hatten wir uns schon im Atlantik Park gekauft. Ab und zu fragten wir in unserm kümmerlichen bißchen Englisch einen Schutzmann um Rat, der uns dann auch ungeachtet seines grimmigen Aussehens, in den meisten Fällen freundlichen Aufschluß gab.

Endlich, nach vielem Hin- und Herfragen erreichten wir unser Ziel. Das Britische Museum ist ein einfaches, aber in seinen edlen Linien schönes Gebäude im griechischen Tempelstil, sehr groß und hoch. Es zerfällt in mehrere große Abteilungen: die Bibliothek, die Ethnographische die Altertums- und die Handschriftabteilung. In die Bibliothek taten wir nur einen flüchtigen Blick. Die Lesehalle stellt einen ungemein großen kreisrunden Saal dar mit gläserner Decke. Im Erdgeschoß zeigte man uns lange Gallerien, die alle mit Büchern angefüllt sind. 4½ Millionen Bände sind hier aufgestapelt. Es soll die größte Büchersammlung der Welt sein. Wie Sven Hedin in seinem „Von Pol zu Pol" erwähnt, füllen die Kataloge dieser Riesenbibliothek allein 2000 Bände an. Dieser Schriftsteller sagt weiter, daß, wenn man alle Bücher dieser Bibliothek in einer Reihe aufstellen sollte, diese Reihe durch ganz Europa bis Taschkent in Mittelasien reichen würde. Jeder Schriftsteller, der in England ein Buch verfaßt, ist verpflichtet, ein Exemplar desselben dem Britischen Museum zuzustellen. Hier wird auch ein Exemplar von jeder Zeitschrift und Zeitung, die in England erscheint, aufbewahrt. So ist diese Bibliothek gleichsam ein großes Archiv des englischen Geisteslebens. Sind dieses nicht interessante Tatsachen für einen Bücherfreund?

Hier trennte ich mich von meinem Begleiter, da unsere Interessen auseinandergingen. Er ging in die ethnographische Abteilung, ich in die historische. Es war ja ohnehin nicht möglich, das ganze Museum, das über hundert große Säle enthält, in der kurzen Zeit, die uns zur Verfügung stand, zu besichtigen. Ins graue Altertum fühlte ich mich nun für

einige Stunden versetzt. Staunend stand ich in den ägyptischen Sälen vor der Originalstatue Totmes des Dritten, eines Pharao, der 2200 Jahre vor Christo gelebt hat und Ramses des Zweiten, des Pharao der Bedrückung. In vier oder fünf großen Sälen sind Mumien oder einbalsamierte Leichname aus verschiedenen Perioden der ägyptischen Geschichte ausgestellt. Die meisten sind in mit bunter Hieroglyphenschrift bemalten Särgen eingeschlossen. Bei einzelnen sieht man auch Teile des Gesichts und der Glieder. Sie sind meistens dunkel und vertrocknet, aber die Gesichtszüge sind oft noch gut erkennbar, die Haare sind gut erhalten.

Wie eigenartig wird einem zumute hier unter diesen Toten. Die meisten von ihnen waren wohl Männer und Frauen von hohem Ansehen, ausgerüstet mit großer Macht, Heerführer und Staatsmänner, oder wohl gar Pharaonen und Kinder von Pharaonen. Was ist von ihnen geblieben, von ihrer Macht und Herrlichkeit? Nicht einmal ihre Grabesruhe hat man ihnen gegönnt, um die sie doch zu ihren Lebzeiten so sehr besorgt waren. Schonungslos und pietätlos hat man sie hervorgeholt aus ihren gewaltigen Gräbern, den Pyramiden, wo sie sich sicher glaubten für alle Ewigkeit, hat sie über Land und Meer geschafft und hierher gebracht, wo sie als Schauspiel der Welt dienen.

Als ich so durch die langen Reihen der Mumien ging — ihrer sind hier sehr viele — da kam mir der Gedanke, wenn doch wenigstens eine von ihnen, vielleicht die Leiche dieser vornehmen jungen Aegypterin wohl einer Pharaonentochter, nochmals zum Leben erwachen könnte und etwas aus jener Zeit erzählen, als sie noch als eine schöne Jungfrau wandelte im sonnigen Niltal, in den Straßen der Königsstadt Memphis. Sie würde vielleicht etwas zu erzählen wissen von jenem fremden Hirtenvolke, das, von allen verachtet, zu niedrigem Sklavendienst gebracht wurde. Wie dieses Volk verwendet worden sei beim Bau der Tempel und Pyramiden, wie dann aber vor einiger Zeit etwas ganz Merkwürdiges geschehen sei. Ein Führer hatte sich gefunden, und dieses geknechtete Sklavenvolk hatte sich wie ein Mann aufgemacht und war davongezogen in die Wüste. Und was das Sonderbare dabei war, dieser Abzug des Sklavenvolkes war mit wunderbaren Naturereignissen verbunden gewesen, die ihr Volk in Furcht und Schrecken versetzt hatten. Überall hatte sich das Gerücht verbreitet, daß dieses Volk einen mächtigen, unsichtbaren Gott zu ihrem Beschützer habe, viel mächtiger als Osiris.

Nach den ägyptischen folgte eine Reihe von Sälen, angefüllt mit assyrisch-babylonischen Altertümern. Viele Riesenfiguren des originell geflügelten Stieres sah man hier. Einstmals standen sie vor den Tempeln von Ninive und Babylon. Vielleicht könnte auch von ihnen mancher, wenn er sprechen könnte, ein interessantes Licht werfen auf biblische Ereignisse.

Dann kamen die griechischen Säle, beginnend mit der ältesten Periode der griechischen Geschichte. Interessant war mir der Saal des Mausoleums und besonders der große Saal, wo Überreste des Parphenons in Athen aufbewahrt werden. Fast den ganzen Giebel des schönsten und größten aller griechischen Tempel sieht man hier mit vielen Marmorfiguren, darstellend Szenen aus der Belagerung Trojas. Diese Figuren und Gruppen sollen etwas vom Vollkommensten sein, was die griechische Kunst, ja wohl die Kunst aller Zeiten, je geschaffen hat. Unsereiner kann ja so etwas nicht recht beurtei-

len. Auf mich z. B. machte die Originalgruppe, bekannt unter den Namen „Farnesischer Stier“ und die Gruppe des Laokoon einen gewaltigen Eindruck, während Sachkundige behaupten, daß diese Skupturen schon aus der Niedergangszeit der griechischen Kunst stammen und von minderwertiger Bedeutung sind.

Sehr merkwürdig waren mir auch die Überreste des Dianatempels in Ephesus in einem andern Saale und ein Miniaturbild der Göttin Diana aus diesem Tempel. Wer sich der in Apostelgeschichte 19 erzählten Ereignisse erinnert, dem müssen diese Dinge interessant sein. Diese Säulen haben den Apostel Paulus gesehen, haben den Aufruhr gesehen, der seinetwegen in Ephesus entstand, organisiert von dem Goldschmied Demetrius. Wichtig waren mir die Büsten vieler berühmter Griechen, besonders die des Perikles, unter dessen Herrschaft in Athen die Kunst ihren Höhepunkt erreichte, der Philosophen Sokrates, Aristoteles und Plato, der Dichter Sophokles und Aeschilus. In den römischen Sälen interesierten mich die Statuen und Büsten der römischen Kaiser, besonders die der Caesar, Augustus, Nero, Mark-Aurelus und Konstantins des Großen.

Vieles von dem, was sich hier meinen Blicken darbot, hatte ich früher schon in andern Museen gesehen, so z.B. im Museum Alexanders des Dritten in Moskau. Aber es waren das meistens nur Kopien und Gipsabgüsse, hier dagegen sah man alles im Original. Es läßt mich kalt,wenn ich einen Gipsabguß der Büste Neros sehe, wenn dieser Abguß auch noch so gut gelungen ist. Aber es erregt mein höchstes Interesse, wenn ich das Original vor mir habe, wenn ich mir dann vorstelle, daß vielleicht gerade diese Büste irgendwo auf einem öffentlichen Platze Roms oder in den berühmten Gärten des Nero gestanden, und wie man vielleicht manch einen Christen zwingen wollte, ihr Ehrenbezeugung und Anbetung darzubringen.

Dann kam die Manuskriptabteilung. In einer ganzen Reihe von Sälen kann man hier die interessantesten Dinge sehen. Schriftstücke, hunderte und tausende Jahre alt, meistens herrührend von berühmten historischen Persönlichkeiten. Wie schade immer wieder, daß man sich das aus Zeitmangel nicht gründlicher ansehen konnte. Ich sah hier Abschriften aus Platos Werken, welche noch vor Christo Geburt gemacht wurden. Ganz vergilbt war das Pergament und die Schrift kaum leserlich. Wie eigenartig berührt es einem, z. B. einen Brief von Martin Luther vor sich zu haben, von ihm selbst geschrieben in seiner festen Handschrift, so sehr seinem Wesen und Charakter entsprechend. Auch einen Brief Peters des Großen in russischer Sprache sah ich hier. Er bittet einen englischen König, ihm Schiffszimmerleute zu zu schicken. Meine besondere Aufmerksamkeit aber lenkte der „Codex Alexandrinus“ auf sich, die berühmte, aus dem 5. Jahrhundert stammende Handschrift der Bibel in griechischer Sprache. Sie ist eine der ältesten Handschriften der Bibel, die es gibt. Die auf ehemals weißem, jetzt etwa vergilbtem feinem Leder ausgeführte Schrift ist sehr gut erhalten. Lange stand ich vor diesem historischen und zugleich religiösen Kleinode voll Ehrfurcht und Staunen und prägte mir sein Bild tief in die Seele ein. Es ist so gut erhalten, daß man es fast nicht glauben kann, daß es schon bald anderthalb Jahrtausende alt ist.

Auch das Original der berühmten „Magna Charta“ habe ich hier gesehen, eines Schriftstückes aus dem 13. Jahrhundert stammend, das in der Geschichte Englands eine so große

Rolle gespielt hat, indem es die Macht der englischen Könige beschränkte und den Grund zur parlamentarischen Staatsordnung legte. Wir mußten das Britische Museum viel zu schnell verlassen. Statt 5 Stunden sollte man hier 5 Tage zubringen, und mir wären diese 5 Tage nicht im geringsten lang geworden.

Die Heimat in Trümmern

Von Gerh. Toews

Schon geraume Zeit ist es, daß ich es andern überlassen habe, die Greuelgeschichten aus Rußlands Krieg und Revolution zu lesen. Es geht mir zu sehr auf die Nerven. Wer's mit eigenen Augen gesehen, der braucht nicht immer wieder daran erinnert zu werden, und wer das Opfer brachte, der hat es nicht nötig, daß ihm immer wieder die Rechnung vorgelegt wird, die er bezahlen mußte. Er weiß nur zu gut, wie hoch sie war.

Mögen diejenigen die Bücher lesen, die durch ihr unmäßiges, selbstsüchtiges, liebloses Wesen die Unzufriedenheit hervorrufen, — den Boden schaffen, auf dem die Revolution am besten gedeiht. — Mögen die sie lesen, die die Unzufriedenen aufhetzen und immerfort sofortige, radikale, drastische Umwälzung fordern. Vielleicht würde es ihnen dann doch aufdämmern, daß ein Wachsen und Werden doch weit einem Zerstören und wieder Aufbauen vorzuziehen ist.

Ich brauche die Bücher nicht mehr. Aber Töws' Buch habe ich doch von Anfang bis Ende durchgelesen, und sogar in einem Atem, soweit das in der Zeit des Umzuges aus einem Hause in das andere möglich war. Immer wieder zog mich's zu dem Buch hin, wenn eine kleine Ruhepause eintrat.

Wie kam das? — Warum wurde das Herz beim Lesen so warm? Kam da wieder der ehemalige Feldprediger zum Vorschein, der diejenigen nie wird verurteilen können, in deren Seelenleben er einmal tief hineinsehen durfte?

Vielleicht. — Doch war es mehr als das.

Krieg und Not sind gewiß keine schönen Dinge. Aber in Krieg und Not hat sich die Kameradschaft angesichts des Todes am klarsten gezeigt.

Töws quält uns in seinem Buche nicht mit Schilderungen der Greueltaten, die verübt wurden. Wohl zeigt er die Greuel wahrheitsgemäß, und zwar nicht nur die von den Roten, sondern auch die der Weißen. Wohl sehen wir noch einmal die Heimat in Flammen aufgehen und in Trümmer zerfallen. Kaleidoskopartig wechseln die Bilder ab, — ein getreues Abbild des Wirrsals, in dem wir damals lebten. Aber durch alles zieht sich klar eine Linie, — die Linie, auf welcher ein Häuflein Getreuer trotz Greuel und Wirrsal um Leben, Freude, Glück kämpft. Und diese Linie verläuft zwischen Ausgangspunkt und Ziel. Den Ausgangspunkt finden wir auf Seite 42 durch das Stoßgebet „Gott rette! Gott rette!" markiert, — das Ziel auf Seite 259 in dem Dankgebet: „Vater unser, der du bist im Himmel, ich danke dir!"

Ich empfehle mit gutem Gewissen das Buch von Gerh. Töws, Die Heimat in Trümmern. —

J. H. J.
